Altdeutsch.

Historischer Roman

von

Conrad von Bolanden.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1881.

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

Inhalt.

Zunftgenossen.

Bürgermeister Hartmann von Worms hatte sein Abentheuer auf der Landstraße weislich verschwiegen. Er kannte das berechtigte Selbstgefühl der mächtigen freien Reichsstadt, deren Vertreter er war und wußte, daß Bertolfs Verwegenheit die stolzen Wormser in hohem Grade erbittern und stürmische Auftritte veranlassen würde. Deßhalb gebot er seinem Knechte strengstes Stillschweigen und hoffte, die Sache werde verborgen bleiben, da sich, Greifenstein und dessen Begleiter ausgenommen, keine Zeugen bei der Gewaltthat eingefunden. Wirklich vergingen mehrere Wochen, ehe die mindeste Kunde nach Worms gelangte. Herr Hartmann, in selbstloser Hingebung dem großen und blühenden Gemeinwesen dienend, an dessen Spitze ihn das Vertrauen seiner Mitbürger gestellt hatte, freute sich bereits der glücklich todt

geschwiegenen Geschichte. Da zog plötzlich, wie ein Sturmwetter, die verhängnißvolle Kunde heran, versetzte ganz Worms in Aufruhr und überfiel den Bürgermeister unter Umständen, die seine Lage überaus peinlich gestalteten.

Die Zunftmeister der zwanzig Gewerke hatten eben, in Verbindung mit beigeordneten Rathsmannen, die herkömmlichen Umgänge vollendet. Diese „Umgänge“ bestanden in allen deutschen Städten und bedeuteten eingehende Prüfungen der Gewerbserzeugnisse in allen Werkstätten, sowie der Brod- und Fleischwaaren in sämmtlichen Verkaufsstellen. Die „Umgänge“ bezweckten, daß „kein falsches oder böses Gut gemacht“, daß Niemand betrogen, die Ehre des Gewerkes nicht verletzt, der Arme und der Reiche gleichmäßig behandelt werde. Strenge verfuhren die „Umgänger“. Jedes „böswirkige, falsche, nicht aufrechte Werk“ ward weggenommen oder vernichtet. Anfertiger und Verkäufer schlechter Waaren wurden aus der Zunft gestoßen, mit Geld- oder Körperstrafen belegt.

Diese heilsame Strenge war eine natürliche Folge altdeutscher Ehrenhaftigkeit, sie entsprang zugleich dem

Geiste des Zunftwesens und dem frommen Glauben an die Arbeit.

Nach mittelalterlichen Begriffen war nämlich die Arbeit ein Amt, und zwar ein überaus ehrenvolles. Mit diesem Arbeitamte belehnte jede Stadtgemeinde die Zünfte; denn jegliche Stadt betrachtete sich als eine große Familie, mit der Verpflichtung, für alle geistigen und leiblichen Bedürfnisse ihrer Angehörigen zu sorgen. „Zum gemeinen Nutz und Frommen" regelte die Gemeindeobrigkeit die gesammte Erzeugung, Vertheilung und den Verbrauch der Güter, sowie Preis, Gehalt und Absatz aller Lebensbedürfnisse und Erzeugnisse der Gewerbe. Die Gemeinde kaufte im Großen die Rohstoffe und überließ dieselben an die einzelnen Zünfte um den Einkaufspreis. Gleicherweise bestimmte sie allen Gewerben und Handwerken für den Absatz einen festen Verkaufspreis, der nicht herabgesetzt und auch nicht erhöht werden durfte. Ueberhaupt regelte eine stramme Zunftordnung Alles und Jedes bis in das Kleinste, und jeder Handwerker war gehalten, der Zunftordnung zu gehorchen. Dafür waren die Gewerbtreibenden des Segens und Nutzens der Zunftordnung theilhaftig. Von der Gemeinde mit dem Arbeitamte belehnt, übertrugen

die Zünfte das Recht zur Arbeit an ihre Mitglieder, und diese fanden stets einen stark besuchten Markt, mit unversiegbarer Nachfrage und sicherem Absatze. Denn alle Bewohner innerhalb der städtischen Bannmeile waren verpflichtet, bei den Handwerkern ihrer Stadt zu kaufen, Bestellungen und Einkäufe bei auswärtigen Gewerbetreibenden zu unterlassen. Die Bannmeilen freier Reichsstädte waren aber sehr groß. Beispielsweise gehörten zu Worms zweihundert Städte, Flecken und Dörfer, die alle den wormser Markt besuchten [1]).

Diese angedeuteten Verhältnisse lassen errathen, daß wirklich „das altdeutsche Handwerk einen goldenen Boden hatte", und daß „Recht und Ehre der Arbeit" keine leere Phrase gewesen.

Nach Vollendung des „Umganges", der einige Tage währte, begaben sich die Zunftmeister und Abgeordneten des Rathes, zur Berichterstattung und Beschlußfassung, nach dem Rathhause. Dieses lag im Mittelpunkte der Stadt, am Marktplatze, ein

1) Es sind auch mehr denn 200 stett, flecken und dörffer darum gelegen, die do täglich zu markt gehn Worms mit essender speiß gond, und den Abend wieder heim kommen mögen. Seb. Münster, Worms, Ausgabe v. 1561.

dreistöckiger Prachtbau gothischen Styles, genau an der Stelle des alten, vor vierzig Jahren abgebrannten Rathhauses. Schon ein flüchtiger Anblick des großartigen Kunstbaues brachte auf den Beschauer einen fesselnden Eindruck hervor, der sich, nach eingehender Prüfung, zur staunenden Bewunderung steigerte. Zahllose Standbilder aus Stein, von meisterhafter Arbeit, belebten die äußeren Wandflächen. Jede Figur erhob sich auf einem zierlich ornirten Kragstein, und jede Bildsäule überdeckte ein Baldachin, das mit seinen feinen Säulchen emporstrebte, wie ein winziges gothisches Thürmchen. Die Figuren hielten Spruchbänder in den Händen, welche berichteten, wer die Dargestellten seien, oder was ihre Gegenwart bedeute. Da nur Heilige, oder hervorragende Männer aus der deutschen Geschichte, zur Darstellung gelangten, so bildeten die Figuren nicht allein Zierwerke, sondern auch Träger erhabener Ideen, oder ruhmwürdiger Thatsachen. Wie das Volk, sofern es des Lesens unkundig, an den gemalten Kirchenwänden die aufgeschlagene Bibel fand und sich daran erbauen mochte, so erzählten die Standbilder, Fresken und Schildereien an öffentlichen Bauten und Patrizierhäusern, Kleines und Großes, Profanes und

Heiliges. Auch der stattliche Altan über dem mittleren Thorwege des Rathhauses, die trauten Erker und Söller, die Pfortengewänder und Fenstergesimse, bis hinauf zur Dachtraufe, wo abentheuerliche Ungeheuer mit weit geöffneten Rachen das Wasser ausspieen, — Alles war durch die Kunst des Meisels reich geziert, so daß fast jeder Stein lebte und erzählte. Trotz dieser übersprudelnden Mannigfaltigkeit des Dekorativen, zeigte sich doch nirgends geschmacklose Ueberladung. Alles floß zur freien, das Ganze beherrschenden Einheit zusammen, beseelt von der zartesten Empfindung. Und dem Aeußeren des Prachtbaues glich das Innere, die Ausschmückung durch Gemälde und Figuren, die kunstvolle Bearbeitung der Möbel, die gemalten Fensterscheiben, die geschnitzten Thüren, bis herab zu dem kunstreichen Bau des Treppenhauses.

Die Zunftmeister hatten sich nach dem großen Saale begeben, dessen weit gedehnter Raum eine bedeutende Menschenmenge fassen konnte. Am oberen Ende erhob sich über einigen Stufen ein thronähnlicher Sessel, aus Eichenholz überaus kunstvoll geschnitzt. An der Rückwand über dem Sessel prangte der Reichsadler, von den buntfarbigen Wappen der

freien Stadt Worms, sowie der Städte und Flecken ihrer Bannmeile, in winziger Größe und reicher Ornirung umgeben, so daß die kreisförmige Wappenreihe einer kostbaren, den Reichsadler umschließenden Kette glich. Auf diesen Thronsessel pflegten sich die Kaiser bei Reichstagen und Fürstenversammlungen niederzulassen, und auch der Oberbürgermeister von Worms hatte das Recht, bei feierlichen Gelegenheiten den hohen Sitz zu besteigen. Rings um den Saal liefen Bänke mit reicher Rückwandbekleidung. Ueber den Bänken waren die Wappenschilde aller freien Reichsstädte, in fortlaufenden Reihen und prachtvoller Ausstattung aufgehängt, und sie bildeten nicht nur eine geschmackvolle Verzierung der lange gestreckten Wände, sie erinnerten auch an die Macht und Ausdehnung des Reiches. Dem mittleren Eingange gegenüber hing ein großes Crucifix, nicht blos als Zeichen der Erlösung, sondern auch als Symbol jener Ideen, welche das Reich beherrschten.

Die Zunftmeister und Rathsmannen betraten den Saal durch eine Thüre am unteren Ende, wo sich ein Tisch erhob, von etwa dreißig Stühlen umstellt und mit verschiedenen Gegenständen belegt, welche die Prüfung der Umgänger nicht bestanden hatten. In

langen Tuniken, an Aermeln und Säumen mit Pelz oder Silber- und Goldstickereien verbrämt, die ehrwürdigen Häupter mit niederen Mützen bedeckt, ernsten Bedacht und reichsbürgerliches Selbstbewußtsein in Mienen und Haltung, schweigsam und voll Würde, schritten die Meister nach ihren Plätzen am Tische. Bevor sie jedoch Platz nahmen, wandten sie sich nach dem Crucifixe, nahmen die Mützen vom Haupte, verbeugten sich ehrerbietig, bekreuzten sich andächtig, setzten die Mützen wieder auf und ließen sich nieder.

In Mitte der Tafel hatte Herr Hartmann Platz genommen, ihm zur Seite vier Rathsmannen. Dem Bürgermeister gegenüber saß der Rathschreiber, Pergamentstücke vor sich und in der Hand die Feder, Beschlüsse und Anordnungen zu verbriefen. Die beginnende Verhandlung aber ist insofern von allgemeiner Bedeutung und merkwürdig, als sie in das altdeutsche Zunftwesen belehrende Einblicke gewährt.

„Wir sind beisammen, ehrsame Mitbürger, und fangen an in Gottes Namen!" begann der Bürgermeister. „Wie ich sehe, ist der letzte Umgang nicht ganz glimpflich verlaufen; denn goldenes Geschmeide, Tücher in Wolle und Seide, selbst Brodwaaren liegen da vor unseren Augen und harren der Rüge.

Urtheilen und verfahren wir nach Gerechtigkeit, zum gemeinen Nutz und Frommen, damit unserer Stadt Lob durch gute Arbeit beständig gewahrt und der löbliche alte Ruf, wie er vor Jahren und bisher guter Arbeit halber bei Worms gewesen, nicht verringert werde. — Fangen wir an mit der Tuchweberei. Meister Gerhard, thuet kund, was Ihr beim Umgang in der Tucherzunft Gutes und Schlimmes wahrgenommen, und wie nach Euerem Dafürhalten das Unlöbliche möge abgethan werden."

Der Angeredete, ein Mann in vorgerückten Jahren, mit gutmüthigem Gesichte und klugen Augen, räusperte sich und rieb die Hände, wie ein Mensch, der sich anstrengender Arbeit unterzieht, insofern ihm Worte zu geläufiger Rede nicht zu Gebote stehen. Das Reiben der Hände verrieth zugleich noch etwas Anderes, nämlich rauhe Handflächen, die Folgen steter und harter Arbeit. Genau betrachtet, waren alle Zunftmeister, wie sie um den Tisch saßen, Inhaber dieser lederartig gegerbten Hände; denn nach der Zunftordnung war es keinem Gewerbtreibenden und Meister gestattet, nur Gesellen zu halten, selber aber müßig zu gehen, er mußte vielmehr durch eigene

Thätigkeit und fleißige Handarbeit Gesellen und Lehrlingen ein Muster und Vorbild sein.

„Ehrsame Meister und Rathsmannen!“ hob Gerhard nach wiederholtem Räuspern an. „Beim Umzug haben wir in der Tucherzunft ziemlich Alles beim Rechten gefunden, wie es die Ordnung vorschreibt. Sämmtliche Tuchscheerer, Wollkämmer, Walker, Weber, Tuchhafter, Tuchspanner, zusammen siebenzehn hundert Männer, von denen vierhundert Meister, die übrigen Gesellen sind, betragen sich löblich nach der Zunftordnung. Auch die Tuchhäuser und Werkstätten und Geräthe sind säuberlich und nach der Regel gehalten, wie auch das Zunfthaus. Zudem nirgends Unfriede, Streit und Zank. Muß sagen, alle Zunftgenossen erweisen sich brüderliche Liebe und Treue, halten sich ehrlich, einmüthlich untereinander, wie es guten Christen ziemt. Gleicherweise wird das Handwerk nach der Regel betrieben, — alles Tuch ist ächt und recht, sonder Fehl und Falschheit. — — Nur Meister Fröschlin macht von allen Tuchmeistern eine gar unlöbliche Ausnahme; denn er hat nicht in der Wolle gefärbt, sondern am Stück, was der Zunft zur Unehre und der Stadt zum Schaden mag gereichen. Lüderliches Tuch soll nicht vorkommen al-

hie in Worms. Dreißig Stücke haben wir Meister Fröschlin weggenommen, wovon zwei hier vor Augen liegen, damit männiglich von dem bösen Gut sich mag überzeugen. — Demnach ist mein Dafürhalten, den Fröschlin nach dem Zunftgesetz zu pönen, ihm nämlich alle dreißig Stücke zu verbrennen, und ihm obendrein zu drohen, mit Ausschluß aus der Zunft, so er zum zweiten Male böses Gut macht."

„Gefällt den Ehrsamen Meister Gerhards Antrag?" frug Herr Hartmann.

Einige Köpfe nickten beistimmend, andere Zunfthäupter schienen den Strafantrag nicht ganz beifällig zu betrachten; denn sie rückten unentschlossen auf den Sitzen. Da ergriff Paul Schick, Zunftmeister der Waffenschmiede, ein redegewandter Mann, das Wort.

„Unseres Genossen Gerhard Antrag ist ganz lobesam und recht; denn so hat er beantragt, wie es Zunftordnung und Gewerbegesetze vorschreiben. Da wir noch fahrende Gesellen waren, haben wir auf unseren Wanderungen gesehen, wie alle Städte im ganzen Reiche, von Wälschland bis hinauf zum Nordmeere, gar sehr bedacht sind auf des Handwerks Ehre und guten Ruf. Arbeitet ein Meister unredlich, so

wird er scharf gepönt und beim zweiten Male ausgestoßen, damit nicht arger Leumund falle auf das Gewerbe. Daran halten auch wir fest allhie in Worms. Nur bedünkt mich, es sei schade, die dreißig Stücke zu verbrennen, da man hieraus für arme Leute manches Gewand könnte fertigen. Geben wir also die dreißig Stücke Tuch dem Elendhause, damit armen Christenmenschen davon mögen Kleider gemacht werden. Außerdem möge Zunftmeister Gerhard, wie es Brauch ist, auf der Zunftstube, in Gegenwart aller Tuchmeister, dem Fröschlin mit scharfen Worten seine Unredlichkeit vorhalten und männiglich zur gewissenhaften Arbeit vermahnen."

Beifällig nickten sämmtliche Köpfe. Der Bürgermeister sprach einige Worte mit den Rathsmannen.

„Die Vertreter des Rathes und der Obrigkeit," erklärte er, „sind mit dem Beschlusse einverstanden."

Der Schreiber beeilte sich, den Spruch wider Fröschlin zu verbriefen.

„Meister Hennel!" wandte sich der Vorsitzende an einen wohlbeleibten Mann, dessen müllergraues Tuch den Bäckermeister verrieth.

„Bei dem Umgange fanden wir alle Brodwaaren

sonder Falsch und recht, auch sämmtliche Brodarten vorhanden," begann Meister Hennel. „Nirgends waren die Fruchtsorten vermischt, vielmehr Waizen, Spelz, Roggen, Gerste und Hafer rein gehalten, besonders gebacken in Laiben und Brödchen, Alles nach Gewicht und Güte tadellos, wie es die Ordnung heischt. Einzig Meister Cunrad hielt sich lüderlich, wie es hier der Augenschein beweist. Das ist kein Brod für Menschen, sondern für Schweine. Er hat zu leicht gewogen und darum nicht ausgebacken, damit er durch wasserige, klotzige und schlechte Waare zum Gewichte komme. Solchen Unfug pönt die Zunftordnung mit sechs Pfund wormser Heller, — Cunrad zahle sie."

Der Antrag begegnete allgemeinem Mißfallen.

„Allzu glimpflich, — sechs Pfund langen nicht, — er muß schärfer gepönt werden, — er ist ein Rückfälliger!" unterbrachen von allen Seiten die Zunftgenossen den Bäckermeister.

„Der allgemeine Unmuth wider Cunrad ist ganz natürlich und löblich; denn vor zwölf Jahren schon wurde er wegen gleicher Unredlichkeit gepönt," nahm Paul Schick das Wort. „Brod und Fleisch gehören zu des Leibes Nahrung und Nothdurft, für Arm

und Reich, darum wäre Milde gegen Fälscher hier gar nicht am Platze. Die Gewerbeordnung sagt aber, so ein Meister durch Unredlichkeit und böswirkige Waare wiederholt fälscht, soll ihm das Handwerk auf Zeit oder für immer gelegt werden. Cunrad ist zwar ein reicher Mann, könnte ohne Geschäft leben, hat aber zehn Kinder und hält sonst am Rechten. Aus dieser Ursache möge es den Ehrsamen gefallen, nicht auf das Härteste ihn zu verpönen, sondern nur auf zwei Jahre ihm das Handwerk zu legen."

„Solchen Antrag hatte auch ich im Sinne," sagte Hennel, „brachte ihn aber nicht vor, weil nur einhundert fünf und dreißig Meister backen, was kaum ausreicht für Worms und das ein- und ausfahrende Volk. Blasen wir Cunrads Ofen aus, so wird Mangel an Brod."

„Dem ist leicht abzuhelfen," bemerkte Jeckel Knoltz, Zunftmeister der Handschuher. „Man gestatte jenen Bäckermeistern, die nur mit drei Gesellen arbeiten dürfen, auf zwei Jahre mit vier Gesellen zu arbeiten."

„Ganz gut, — einverstanden!" klang es um den Tisch.

„Mithin sechs Pfund wormser Heller Pön und

Verschluß des Gewerbes auf zwei Jahre," diktirte Hartmann dem Schreiber.

„Ich bin noch nicht fertig," hob Hennel wieder an. „Hätte Cunrad allwege ein gutes, christliches Gewissen, so wäre ihm die Schande, nebst Pön, der Zunft aber die Unehre erspart geblieben. Nicht umsonst dringen die Regeln aller Zünfte auf Frommheit und Ehrbarkeit. Was aber Frommheit und Redlichkeit gedeihen und wachsen läßt, und was Unfrommheit und Bosheit abhält, das ist ein rechter und regelmäßiger Gottesdienst, dazu fleißige Anhörung des Wortes Gottes. Daran mangelt es in der Bäckerzunft, weil unsere Capelle bei St. Martin viel zu klein ist, so daß Mancher an Sonntagen, beim Zunftgottesdienst, keinen Platz findet und bei der christlichen Vermahnung draußen stehen muß. Haben doch alle Zünfte ihre Capellen, darin sie hinlänglich Raum finden, die Tucher gar die ganze Kirche bei St. Lamprecht. Demnach möge uns die ganze Marthacapelle bei St. Mang überlassen werden, damit wir dort einziehen mit unserem heiligen Patron. Was ich da sage, ist nicht blos mein Dafürhalten, sondern aller Bäckermeister Wunsch und Wille, wie

es dieselben bei der letzten Versammlung auf der Zunftstube ausgesprochen haben."

„Wunsch und Wille der ehrsamen Bäckerzunft soll erwogen und auch in's Werk gerichtet werden, wenn der Rath und der Bischof einstimmen," erklärte Oppenheim.

„Was alle Zünfte für recht und billig halten, mag wohl der Rath nicht abweisen, und was hervorgeht aus christlichem Gemüth, wird der Bischof nicht schelten können," sagte Paul Schick, unter dem Beifallnicken sämmtlicher Köpfe.

„Meister Edelin mag jetzt melden über den Umgang bei seinen Zunftgenossen," ersuchte Hartmann.

„Zunächst möchte ich anknüpfen an das, was Meister Hennel angebracht, nämlich an die hohe Wichtigkeit frommer Gesinnung für alle Gewerbe," begann Edelin, Zunftmeister der Goldschmiede. „Warum thun sich die Gewerke in Bünde zusammen? Auf daß ihr Trachten geordnet sei nach christlicher Zucht, und so die Arbeit selber geweiht und gesegnet werde. Arbeiten wir Alle nach Gottes Gebot, so arbeiten wir nicht allein um des Gewinnes willen, — denn im eiteln Durst nach Geld liegt kein Segen und bringt der Seele Schaden, — wir arbeiten vielmehr

um der rechten Ehre Gottes willen, der allen Menschen das Arbeiten geboten, sowie um den Frieden des Fleißes zu haben, der in rechter Arbeit liegt. Nebenbei arbeiten wir auch, um zu haben, was uns und den Unserigen zum Leben noth thut, und auch wohl, was zum christlichen Ergötzen gereichen mag. Nicht minder arbeiten wir, um den Armen und Kranken mittheilen zu können von den Früchten unserer Arbeit. Darum sind Bünde und Einigungen der Handwerksgenossen gut, und darnach sollen sie trachten. Wer aber nicht darnach trachtet, wer nur suchet, Geld und Reichthum zu scharren mit seiner Arbeit, der handelt schlecht und sein Arbeiten ist Wucher. Wäre solcher Geist deutscher Zunftgenossen in Meister Ezzelino, wir hätten da nicht falsches und recht böses Geschmeide," fuhr er fort, auf goldene Ketten, Armspangen, Becher und Kannen von überaus kunstvoller Arbeit deutend. „Ausdrücklich heißt es in unseren Satzungen, wer einer Zunft angehören will, muß von frommen Aeltern ehelich geboren und selber fromm sein, er muß unbesprochen und ein Biedermann sein. — Als vor sieben Jahren Meister Ezzelino, der aus Wälschland kam, in unsere Zunft aufgenommen ward, haben wir des Wälschen Fromm-

heit, Unbescholtenheit und biederen Wandel nicht auf's Haar genau geprüft, — und jetzt haben wir davon die Unehre; denn Ezzelino hat Geschmeide ohne vollwähriges Gold gemacht. Solches hätte er sich nicht unterfangen können, so er ein guter Christ und rechter Genosse wäre. Zudem muß ich Ezzelino deßhalb schelten, weil er Gesellen und Lehrlingen Müßiggang gestattet und nächtliches Fernbleiben aus dem Hause, sogar Spiel und Trunkenheit, — was Alles den Zunftsatzungen zuwider lauft und nicht zur Ehre des Handwerkes gereicht. Es geht also mein Dafürhalten dahin, alles nicht vollwährige Geschmeide Ezzelinos zu zerbrechen und ihm anzusagen, er werde aus der Zunft gestoßen, so er noch einmal böse Arbeit macht, oder nicht einen christlichen Haushalt führt und mit rechtem Beispiel Gesellen und Lehrlingen vorangeht."

Der Antrag wurde beifällig aufgenommen und außerdem Edelin verpflichtet, in Gegenwart aller Meister auf der Zunftstube dem bösen Ezzelino eine „gute und salzige Predigt" zu halten.

„Der Umgang ist im Allgemeinen günstig verlaufen," nahm Bürgermeister Oppenheim das Wort. „Alle Zünfte, drei ausgenommen, stehen da in

Ehren, mit guter und rechter Arbeit. Doch selbst die drei Fälle sind noch zu viele und sollen ganz verschwinden, was erreicht wird durch strenge und gerechte Handhabung der Zunftordnung, namentlich aber durch Heranbildung und Zucht frommer Gesellen und Lehrlinge. Ueber den letzten Punkt, gar wichtig und folgenschwer für jegliches Gewerbe, möchte ich die ehrsamen Zunftmeister kürzlich erinnern, was die Satzungen besagen, und sie vermahnen, allen Meistern in den Zunftstuben diese Satzungen kräftig vor Augen zu halten."

Herr Hartmann ergriff ein vor ihm liegendes Büchlein und las mit lauter, eindringlicher Stimme:

„Welcher Meister einen Lehrling nimmt, der soll ihn Tag und Nacht in seinem Hause, in seinem Brode und in seiner Versorgung halten und mit Thür und Angel verschließen. Er muß ihn anhalten zum Kirchenbesuche, zur Gottesfurcht und Ehrbarkeit mit eifrigem Ernst und ihn ziehen, als ob er sein Sohn wäre."

„Alle Hantirung und jegliches Gewerbe können nur, wie sie sollen, in Ehren bestehen, wenn der Lehrjunge frühe anfängt, Gottesfurcht zu üben und seinem Meister gehorsam zu sein, als wäre selbiger

sein Vater. Er soll des Morgens und Abends und nicht minder bei der Arbeit Gott bitten um Hilfe und Schutz; denn ohne Gott kann er nichts, und ist aller Menschen Schutz ohne Gottes Schutz unwesenhaft, und oftmals schädlich der Seele, weil man sich auf Menschen verläßt, die armselig sind und hinsterben."

„Der Lehrjunge soll jeden Sonn- und Feiertag Messe und Predigt hören und gute Bücher lesen lernen. Bei der Arbeit soll er fleißig sein, und seine Ehre nicht anders dann durch Gottes Ehre suchen. Dem Meister soll er in Allem folgen, was nicht wider Christi und der Kirche Gebot ist und wider sein Gewissen. Er soll auch die Ehre des Meisters suchen und die Ehre des Handwerks; denn das ist ein heiliges Amt, dem er selber einstens vorstehen will als Meister, so Gott will und er erlangen kann, es zu werden."

„O der Engherzigen und Geizigen, die nur lernen und arbeiten wollen, um Geld, Gewinn und Ansehen zu haben vor den Menschen! Das ist übel gethan."

„Wenn der Lehrjunge es fehlen läßt an Gottesfurcht und Gehorsam, soll er hart gezüchtigt werden,

das thut der Seele gut, und muß der Körper Pein leiden, damit es wohl gehe der Seele."

„Der Meister soll nicht weichherzig sein gegen den Lehrjungen, ebenso wenig aber auch tyrannisch und nicht zu viel von ihm fordern, was öfter geschieht. Er soll nicht lange nachtragen, wenn der Lehrjunge gefehlt hat und gestraft ist; denn er selber ist ein armer Sünder und Gott muß ihm viel vergeben, wenn er soll selig werden."

„Der Meister soll schützen den Lehrjungen gegen Schimpfworte, Ohrlappenzupfen und Püffe der Gesellen. Der Lehrjunge ist ihm übergeben vom Handwerk zur Sorge über Seele und Leib, wie es die Satzungen vorschreiben und Gottes Ordnung verlangt; er muß Rechenschaft geben über seinen Lehrjungen und soll ihn darum halten, wie sein eigen Kind. Er ist nicht Meister allein, um zu regieren und Meisterarbeiten zu thun, sondern auch, um sich selber zu bemeistern, wie dem Christenmenschen obliegt und die Ehre seines Handwerks verlangt. Er wisse, daß er Meister sein soll in jedem Beispiel für Frau und Kinder, für Lehrjungen und Gesellen und sein sonstiges Gesinde [1])."

---

1) Bei Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, I. B. S. 332—333.

Während noch der Bürgermeister las, entstand vor dem Rathhause ein Gesumme und Lärmen, das eine Ansammlung großer Massen verrieth. Selbst im Gange vor dem Saale wurden verhaltene Stimmen und störendes Geräusch vernommen. Die Zunftmeister und Rathsmannen lauschten erstaunt nach außen und befürchteten Ungewöhnliches. Auch Herr Hartmann vernahm den Lärm, wechselte die Farbe, brach plötzlich ab und schloß die Sitzung. An ein Fenster getreten, sah er Tausende auf dem Marktplatze versammelt, die alle voll Unruhe und mit leidenschaftlichen Bewegungen nach den Fenstern des Saales emporschauten. Zu gleicher Zeit öffnete sich die mittlere Thüre und der Amtsgenosse Oppenheims, Bürgermeister Heinz Sterren, mit sämmtlichen Rathsmannen, von denen die eine Hälfte aus Patriziern, die andere aus Zunftgenossen bestand, erschienen mit den Merkmalen großer Aufregung im Saale. Ihnen nach drängte eine bunte Menge, alle Thüren thaten sich auf, und nach einigen Minuten war der weitgedehnte Raum dicht mit Bürgern besetzt.

Die überraschten Zunftmeister sahen das Einströmen der Menge, die Tausende vor dem Rathhause, und blickten sich verwundert und betroffen an.

„Was soll dies bedeuten? Was ist vorgefallen? Ein leibhaftiger Auflauf!“ riefen die Bestürzten.

Auch die vereinzelten Rufe aus der Masse vor dem Rathhause: „Es ist nicht wahr, — falsche Mär, — dort steht ja Herr Hartmann!“ machte die Erscheinung nicht klar.

Und er, welcher den Schlüssel für das Räthsel dieses plötzlichen Zusammenlaufes besaß, Herr Hartmann, stand ängstlich bewegt in einer Fensternische, betroffen der weiteren Entwickelung harrend.

Sturm.

Während Zunftvorstände und Rathsverordnete um den Bürgermeister versammelt waren, gelangte die Kunde nach Worms, Herr Hartmann sei von dem Grafen Bertolf niedergeworfen und gefangen worden. Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich die Mär durch ganz Worms und rief allenthalben die größte Aufregung, Bestürzung und Erbitterung hervor. Unglaubwürdig klang die Kunde nicht; denn Bertolf hatte ja Fehde angesagt, und der raubsüchtige, gewaltthätige Sinn des Burggrafen war bekannt. Was von berechtigtem Selbstgefühl und stolzem Machtbewußtsein in der Brust des Bürgers einer freien deutschen Reichsstadt lag, bäumte sich auf gegen das freche Erkühnen des Klostervogtes von Lorsch. Hiezu kamen noch Abscheu und Verachtung gegen das Slavenvolk der Preußen, deren heidnische

Verwilderung und barbarische Sitten reichsbekannt waren. Jeder Bürger von Worms wußte zu erzählen, von Raubgier, Roheit und scheußlichen Gewohnheiten der Preußen, die ihren Göttern Menschen schlachteten, die nicht aufhörten, angrenzende Deutsche zu bestehlen, christliche Priester zu vertreiben oder zu ermorden, Kirchen zu berauben und zu verbrennen, weßhalb das Reich gezwungen war, seit vielen Jahren die preußischen Heiden zu bekriegen. Der mindeste Pfahlbürger dünkte sich weit erhaben über die niedere Bildungsstufe jener Slaven, und jetzt wagte es solch ein Preuße, durch eines Kaisers Laune wie ein Unkraut an den deutschen Rhein verpflanzt, den Bürgermeister von Worms auf offener Landstraße niederzuwerfen.

Ein Aufschrei der Entrüstung gellte durch die ganze Stadt. Die Bürger liefen zusammen, sehr viele in Hemdärmeln, wie sie gerade von der Arbeit kamen, und stürmten in hellen Haufen nach dem Rathhause. Man glaubte, die Unthat sei erst heute oder gestern geschehen. Manche wußten sogar von Mißhandlungen zu erzählen, unter denen Herr Hartmann in das Verließ zu Starkenburg hinabgestoßen worden. Alle forderten unverweiltes Aufgebot des

wormser Heerschildes, Erstürmung des Raubnestes, Befreiung des Bürgermeisters und Vertilgung des verhaßten Preußen. Daher ein wild anwachsendes Getöse vor dem Rathhause, während sich Bürgermeister Heinz Sterren, von den Rathsmannen begleitet, der Fensternische nahte, wohin sich Oppenheim zurückgezogen.

„Uns freut es gar sehr, Euch allhie zu sehen!" hob Heinz Sterren nach flüchtigem Gruße an. „Die ganze Stadt ist in Aufruhr wegen Bertolfs, des Grafen von Starkenburg, der uns Fehde angesagt, und der Euch im Frieden der Landstraße überfallen und niedergeworfen. Darob ist die gesammte Bürgerschaft mit Recht empört und heischt Aufklärung des Sachverhaltes."

Oppenheims Verlegenheit war nicht gering. Ein Vorgang, den er, um des Friedens willen, unbesprochen und vergessen wünschte, wurde plötzlich in die Oeffentlichkeit gezogen und zwar unter Verhältnissen, die geeignet waren, der Sache sehr ernste Folgen zu geben. Vor dem versammelten Rathe, vor den Vertretern aller Zünfte, ja vor der ganzen erregten Bürgerschaft sollte er eine Gewaltthat bestätigen, die als schwere Beleidigung empfunden wurde und Sühne

forderte. Er kannte den reizbaren Stolz der Wormser, deren eifersüchtig bewahrtes Freiheitsgefühl und sah voraus, was geschehen mußte, sobald er den Frevel Bertolfs wider die Ehre der Stadt bekannte. Demzufolge versuchte er, die Sache zu umgehen und ein Geständniß zu vermeiden.

„Daß ich von dem Burggrafen Bertolf nicht vergewaltigt und gefangen wurde, beweist meine Gegenwart,“ antwortete er mit erzwungenem Lächeln. „Wäre die traurige Mär richtig, welche den ehrsamen Rath und die vielwerthe Bürgerschaft in Harnisch getrieben, dann läge ich im Thurme zu Starkenburg in Haft. Demnach bitte ich, die Bürgerschaft zu beruhigen, die Unwahrheit der Kunde zu vermelden und Alle zu ersuchen, getrosten Muthes zur Tagesarbeit zurück zu kehren.“

Die Erklärung genügte keineswegs. Oppenheims augenscheinliche Betroffenheit widersprach seinen Worten und bestätigte wenigstens theilweise die Richtigkeit der eingetroffenen Nachricht. Diesen Eindruck empfingen alle Umstehenden. Der Patrizier Herbert von Windeck, ein feuriger, junger Mann und Mitglied des Rathes, gab der allgemeinen Stimmung

Ausdruck und zwar in einer Weise, die Oppenheim zum Geständnisse zwang.

„Herr Bürgermeister,“ begann er, „man kennt Eure väterliche Liebe für die Stadt und Eure höchst löbliche Aufopferung für das gemeine Wohl. Eben diese Gesinnung möchte Euch verleiten, einen Handel zu vertuschen, der blutige Fehde und Waffenstreit bringen dürfte. Vorliegenden Falles aber wäre das Vertuschen und Verschweigen der Wahrheit ein Vergehen wider unsere Ehre. Bedenket, Herr Hartmann, Ihr seid erster Vertreter und Haupt unserer Stadt! Eine Schmach, Euch angethan, trifft uns Alle und heischt Ahndung. Darum beschwöre ich Euch bei Gott, bei Eurem Gewissen, bei der makellosen Ehre der ganzen Bürgerschaft, uns freimüthig über die Sache reinen Wein einzuschenken und nichts, aus Aengstlichkeit vor unliebsamen Folgen, zu verschweigen.“

Diese feierliche Aufforderung, der sich Alle durch laute Zustimmung anschlossen, konnte ein Mann von Oppenheims Geradheit und ehrenhafter Gesinnung, nicht umgehen. Nachdem er die Gründe angeführt, welche ihn zum Ritte nach Lorsch bestimmten, berichtete er ausführlich die bekannten Vorgänge, wo-

bei er nicht unterließ, die ritterliche Handlungsweise des jugendlichen Helden von Greifenstein rühmend hervorzuheben.

Während des Berichtes herrschte im Saale tiefste Stille, so daß auch den Fernstehenden jedes Wort verständlich wurde.

Als Hartmann zum Schlusse gekommen, dauerte die Stille noch einige Sekunden fort, dann aber entstand eine treibende Gährung, die bald in wildes Getöse ausbrach. Viele Bürger waren aus dem Saale geeilt und hatten der harrenden Menge auf dem Marktplatze Kunde gebracht, wobei sie nicht unterließen, die Brutalität des Landfriedensbrechers Bertolf und den Heldensinn Greifensteins durch eigene Erfindungen auszuschmücken. Bevor zwanzig Minuten vergingen, glich die gedrängte Masse vor dem Rathhause einem stürmisch bewegten See, der sein Opfer forderte.

Nicht minder ernst gestaltete sich die Lage im Saale. Oppenheim, welcher die erhitzten Gemüther zu beruhigen trachtete, fand sich im Widerspruche mit Allen; nur der zweite Bürgermeister und die ältesten Glieder des Rathes unterstützten sein Bemühen, jedoch ohne Erfolg.

„Die Absage des Burggrafen verleiht ihm kein Recht, den Landfrieden zu brechen, wider göttliche und menschliche Ordnung zu freveln," behauptete Herbert von Windeck. „Glaubte sich Ritter Billungen von Auerberg durch die Roßgeschichte gekränkt, dann hätte er den Landvogt anrufen, von des Kaisers Statthalter Recht nehmen sollen. Geschah dies nicht, warf sich der Burggraf zum Sachwalter Billungens auf und sagte uns ab, so ist dies weiter nichts, als ein tückischer Kniff des Preußen, seine Raublust zu befriedigen an fahrenden Leuten unserer Stadt. Die Handelsstraße nach Schwaben und Franken zieht an Starkenburg vorbei, — jeder Frachtwagen, jedes Saumroß aus Worms wird künftig den Raubanfällen Bertolfs ausgesetzt sein. Können wir uns diese Gewaltthätigkeiten gefallen lassen? Nimmermehr! Das Wohl der Stadt, Sicherheit und Gedeihen unseres Handels, fordern schwere Züchtigung des Raubritters. Starkenburg muß gebrochen und der Frevler unschädlich gemacht werden."

Beifällig nickten alle Zunftmeister und viele Rathsmannen.

„Warum tragen wir Gewerkgenossen Waffen und Wehr?" rief Paul Schick. „Muß nicht Jeder

schwören, so er in die Zunft aufgenommen wird, Frieden, Recht und Ehre der Stadt gegen alle Feinde zu vertheidigen? Gut und Blut einzusetzen für die Wohlfahrt des gemeinen Wesens? Kein Meister, kein Geselle wird zurückstehen wollen, so es gilt, dem Raubgrafen von Starkenburg zu zeigen, daß sich Worms nicht beschimpfen lasse. Darum beschließe der Rath einen Zug wider den Preußen."

„Der Rath vermag dies nicht ohne Meineid an den Beschlüssen des Städtebundes," versetzte Oppenheim. „Im dritten Artikel der Eidgenossen heißt es: »Alle Waffenunternehmungen sollen nur mit Beirath aller Städte nach der Stimmenmehrheit ausgeführt und immer zuerst dahin gerichtet werden, wo es nothwendig ist[1].« — Sohin läuft es den Satzungen unserer Eidgenossenschaft zuwider, auf eigene Faust den Burggrafen zu befehden."

„Mit Nichten!" widersprach lebhaft Herbert von Windeck. „Dieser Artikel der Eidgenossenschaft vom Jahre 1254 hat nur Bezug auf bedeutende und ge-

1) Primo statuimus, quod nullas expeditiones faciemus, nisi sint de consilio sano civitatum et communitatum, et maxime ad illa loca ubi magis necessarias habuerimus. Conventus civitatum Wormatiensis VI. Oct. 1254.

fährliche Waffenunternehmungen, keineswegs aber auf die Züchtigung eines einzelnen Raubdegens, den Worms in seiner starken Faust zerdrücken mag."

„Ihr täuschet Euch!" versetzte Bürgermeister Heinz Sterren. „Die Starkenburg ist ein gar festes Haus, auf der Zinne eines steilen Berges gelegen. Wie man hört, sind Thürme und Mauern von tapferen Waffenknechten wohl besetzt, jeden Sturmlauf abzuwehren, wenn überhaupt ein Sturm auf die Burg möglich ist. So könnten wir Jahr und Tag vor der Veste liegen, müßten schließlich abziehen und hätten zum Schaden noch den Spott."

„Demnach sollen wir den Räuber gewähren lassen?" rief Windeck erbittert. „Wir sollen ruhig zusehen, wie er unsere Bürger niederwirft, beraubt, in seine Zwinger sperrt und hohes Lösegeld erpreßt? Wir sollen die Schmach ungestraft einstecken, unseren Bürgermeister auf offener Landstraße angefallen und vergewaltigt zu sehen? Läge nicht gegenwärtig Herr Hartmann im Verließe gefangen, ohne die Dazwischenkunft des Helden Sighard von Greifenstein? Sollen wir uns ohnmächtig und schwach bekennen, — wir, im Besitze großer Reichthümer und einer Streitmacht von mindestens zwanzig tausend Helmen?

Fehlen uns trotzdem Muth und Entschlossenheit, Recht und Ehre zu wahren und zu schirmen gegen Jedermann, dann sind wir eben des Rechtes und der Ehre baar. Worms steige herab von der Höhe des Ansehens und der Macht einer freien deutschen Reichsstadt! Worms erkläre seinen Bürgern, daß es sie nicht schützen und vertheidigen könne! Worms bekenne, daß in seinen Mauern rechtslose Knechte wohnen, die sich alle Bedrückungen müssen gefallen lassen."

Die Worte gossen Oel in die Flammen. Lautes Murren zog durch den Saal.

„Wir sind keine Knechte, — freie Bürger sind wir!" rief eine Stimme aus der Menge. „Der Rath erhebe das Banner wider den Straßenräuber! Freiheit, Ehre und Recht!"

Rauschender Beifall.

„Freiheit, Ehre und Recht! An den Galgen mit dem Preußen!" rief es hundertstimmig.

„Gemach, — nur gemach!" sprach Herr Hartmann in die entstandene Stille. „Der Rath läßt sich in einen so folgenschweren Handel nicht hineindrängen. Man muß überlegen, erwägen."

„Hier giebt es nichts weiter zu überlegen!" rief

Windeck feurig. „Wohlfahrt und Ehre stehen auf dem Spiele. Jede Minute Verzug gleicht feiger Schwäche. Der Rath ist beisammen, — er beschließe, was Ehre heischt. Die ganze Bürgerschaft ist erbittert, empört und fordert schleunigen Austrag. Hört doch, — hört!"

Ein wilder Lärm stürmte vor dem Rathhause, vermischt mit Waffengeklirr und höchst leidenschaftlichem Geschrei.

„Es lebe die Freiheit, es lebe das Recht!" rief unabläßig die Volksmasse. „Zu den Waffen! Auf, — gegen Starkenburg! An den Galgen mit dem Straßenräuber! Tod dem Preußen!"

Herr Hartmann vernahm das Getöse, las in den erregten Zügen der Umstehenden und ergab sich in das Unvermeidliche.

„Sind Rath und Bürgerschaft gleichen Sinnes," sprach er, „so mögen sie walten nach Gutdünken. Meinerseits lehne ich jede Verantwortung ab in einer Sache, die nicht zum gemeinen Nutz und Frommen verlaufen mag."

„Lieber den Tod, als die Schande!" rief eine Stimme.

„Keine Schmach, — keine Knechtschaft!“ rief ein Anderer.

„Und Beides wären wir, — Entehrte und Knechte, so wir uns wehrlos dem Preußen überlieferten,“ versetzte Windeck mit dröhnender Stimme.

Da verstummte plötzlich das Getöse vor dem Rathhause. Die tiefste Stille wich mit einem Schlage stürmischem Geschrei. Ein feierlich ernster Wechselgesang vieler Männerstimmen klang näher und näher. Wie ein Zauber berührte der Choral die Menge. Das Ungestüm verschwand, Zorn und Erbitterung wechselten mit Ruhe und andächtigem Schweigen. Diesen Eindrücken waren auch die Versammelten im Rathhause unterworfen. Selbst der feurige Herbert von Windeck verstummte, entblößte sein Haupt und senkte den Blick.

„Die Getreuen Unserer Liebenfrau!“ flüsterte er.

Viele drängten nach den Fenstern, traten auf Altan und Söller, die Meisten verließen den Saal, ein ergreifendes Schauspiel zu betrachten.

Ein langer Zug von Karren bewegte sich in einer Doppelreihe über den Marktplatz. Auf den Karren lagen zierlich gemeiselte Quadersteine, die von den Steinmetzenhütten auf der Westseite der Stadt nach

der Stelle gebracht wurden, wo in der Nähe des Rheines, außerhalb der Ringmauern, das neue Münster Unserer Liebenfrau emporwuchs. Die Karren wurden gezogen von Männern, die alle zur Bruderschaft der Münsterbauer gehörten, ein Verein, der sich ohne Entgeld, geleitet von dem religiösen Geiste der Zeit, zum Dienste beim Münsterbau verpflichtet hatte. Ein großer Theil dieser Männer, welche sich an die Karren gespannt hatten und die Bausteine zogen, gehörte den höheren Ständen an. Nicht wenige Ritter und Barone des Wormsgaues, reichbegüterte und angesehene Herren, folgten dem Drange verdienstlicher Selbstentäußerung und zogen die Lasten. In demüthiger Haltung schritten sie einher, im freigewählten Dienste ihrer Königin, der hochgebenedeiten Mutter des Herrn, — eine Denk- und Handlungsweise, welche nur der starke Glaube jener Zeit hervor zu bringen vermochte [1]).

Während die Procession langsam dahin zog, sangen deren Glieder:

---

1) Digby, Deutsche Ausg. v. Kobler, Stud. über d. Kl. des Mittelalters, S. 124 f.

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnad' begehren wir;
Verleih' uns die aus Gütigkeit,
O heiligste Dreifaltigkeit!
Kyrie eleison.

In Gottes Namen fahren wir,
Zu Dir, Gott Vater, rufen wir:
Behüt' uns, Herr, vor'm ew'gen Tod,
Und bring' uns Hilf in jeder Noth!
Kyrie eleison.

In Gottes Namen fahren wir,
Zu unserm Heiland flehen wir,
Daß Er uns durch die Marter sein
Machen woll' von Sünden rein!
Kyrie eleison.

In Gottes Namen fahren wir,
An Dich allein, Herr, glauben wir;
Behüt' uns vor des Teufels List,
Der nachstellt uns zu jeder Frist!
Kyrie eleison.

In Gottes Namen fahren wir,
Kein Helfer ohn' ihn wissen wir;
Vor Pestilenz und Hungersnoth
Behüt' uns, lieber Herre, Gott!
Kyrie eleison.

In Gottes Namen fahren wir,
Ihn allein anbeten wir;
Vor allem Uebel uns bewahr',
Herr, hilf uns zu der Engel Schaar!
Kyrie eleison.

Die Volksmenge auf dem Marktplatze hatte sich getheilt, der Procession freie Bahn zu lassen. In ehrerbietigem Schweigen standen die Massen, mächtig ergriffen von dem Anblicke, hochgeborene adelige Herren um Gotteswillen Knechtsdienste leisten zu sehen. Alle Häupter entblößten sich, Viele falteten die Hände und sprachen andächtig die weihevollen Worte des Gesanges nach. Und als die Procession vorbei gewallt, schlossen sich Hunderte derselben an und folgten nach dem Bauplatze, daselbst für einige Stunden in den Dienst Unserer Liebenfrau zu treten. — Jener Geist empörten Bürgerstolzes und racheglühenden Dranges, der wie ein Wirbelsturm die Tausende zusammengetrieben, schien vollständig verweht. Ernüchtert und besänftigt, geistig gehoben und versöhnt, empfanden es Alle, wie eine Entweihung, jetzt den Gefühlen der Rache und blutigen Fehde sich zu überlassen. Die Menge löste sich auf. Stille wich dem wilden Getöse und aus der Ferne klang das flehende „Kyrie eleison“ der Getreuen Unserer Liebenfrau.

Eine solche Macht besaß der religiöse Glaube über die Gemüther, daß er auch die Ausbrüche schlummernder Naturkraft zu bannen, die entfesselten

Geister zu beherrschen und in Schranken der Besonnenheit zu leiten vermochte.

Im Saale des Rathhauses hatte sich die gleiche Wandlung vollzogen. Die Rufe nach Krieg und Fehde waren verstummt. Die Leidenschaft und Zornesgluth der Züge war erloschen, und ernster Bedacht lag auf allen Gesichtern. Die meisten Bürger hatten den Saal verlassen, indeß Zunftmeister und Rathsmannen um den Oberbürgermeister einen weiten Kreis bildeten.

„Meine viel lieben Mitbürger!“ hob Herr Hartmann an. „Als ich die edlen Herren, wie gemeine Knechte, an die Karren gespannt sah, Unserer Liebenfrau zur Ehre und Gott zu Diensten, da kam mir ein Gedanke, den ich Euch vorlegen will. — — Zur Bruderschaft der Münsterbauer gehört auch Graf Wolfram von Simmern, der vormals ein gar streitbarer und waffenkundiger Degen gewesen, bevor er sich zur Buße auf Lebenszeit entschloß und sich einem gar beschwerlichen Dienste weihte. Diesem edlen Herrn, der jetzt wohl ein Heiliger sein mag, wollen wir unseren Streithandel mit Bertolf von Starkenburg melden, und ihn fragen um seinen klugen Rath. Sicher wird uns dieser fromme Mann nichts rathen

wider Ehre und Recht unserer Stadt. Des Kriegführens kundig und weidlich erfahren in jeglichem Waffenwerk, wird er uns auch den Pfad zeigen und die Mittel, wie der Burggraf möchte bezwungen werden. Und Wolframs Rath soll gelten. — Ist Euch dies recht?"

„Es gefällt uns!" lautete die einstimmige Antwort.

„Dem Rathe eines Heiligen können wir unbedingt folgen," versetzte Herbert von Windeck.

„Demnach bitte ich Euch, Herr Bürgermeister Sterren, und Euch, Herr von Windeck, morgen nach dem Bauplatze mich zu begleiten, Wolframs gute Meinung zu hören," schloß Oppenheim.

Münsterbauer.

Der tief religiöse Zug des Mittelalters bändigte nicht allein die Leidenschaften, adelte nicht blos die Denkweise des Volkes und beugte urwüchsigen Trotz unter das Joch Christi, er befruchtete zugleich die Geister für Kunst und machte sie empfänglich für Ideale. Was von Malerei, Schnitzwerken, Bildnerei und Baudenkmalen des Mittelalters, aus den Stürmen der Kriege und vandaler Zerstörungswuth, in die Gegenwart gerettet wurde, ist zwar nur Weniges im Verhältnisse zur Zahl und Mannigfaltigkeit vernichteter Kunstwerke, — es ist zudem nur Stückwerk und Ruine, — dennoch aber läßt es die Großartigkeit und Volksthümlichkeit eines blühenden Kunstlebens deutscher Vergangenheit ahnen. Bei der unbestreitbaren Blutsverwandtschaft zwischen Kunst und Religion, war die allgemeine Begeisterung für Kunstgebilde ein natur=

gemäßer Trieb der herrschenden religiösen Richtung. Das fromme Gemüth und der ideal strebende Sinn der Menschen fanden Wohlgefallen an religiösen Kunstwerken und schönen Formen, von den Riesenbauten der Dome angefangen, bis herab zur häuslichen Ausstattung und den Dingen im täglichen Gebrauche.

Betrachtet man die Ueberreste gothischer Münster, so wird klar, daß nicht Einzelne solche Werke schaffen und deren Inneres ebenbürtig ausschmücken konnten, — dazu gehörte vielmehr die Beihilfe aller Stände, die Theilnahme des ganzen Volkes.

Auch den Bau der Liebfrauenkirche zu Worms förderten alle Stände, vom Leibeigenen angefangen, bis hinauf zum höchsten Adel. Aus weiter Ferne flossen Gaben, kamen Hohe und Niedere, durch Geschenke und Handleistungen ihrem frommen Sinn zu genügen. Darum bot auch der Bauplatz, außerhalb der Ringmauern gelegen, ein sehr bewegtes Bild von ameisenartiger Thätigkeit. Wie ein kleines Dorf erschienen die Bauhütten der Steinmetzen, unter deren Händen der rohe Stein zierliche Formen und sinnvolles Leben annahm, bis er, in das Ganze gefügt, einen Theil jener himmelwärts strebenden Pfeiler

bildete, die harmonisch zusammenflossen im Kreuzgewölbe, oder in schwindelnder Höhe ein sinnig reizendes Blätterwerk entfalteten.

Zünftig waren die Steinmetzen, wie alle Gewerke, und sittlich strenge waren ihre Satzungen. Meister und Gesellen müssen christliche Ordnung halten, sich einander brüderlich beistehen, jeden Sonntag das Hochamt besuchen und mindestens im Jahre einmal die heiligen Sakramente empfangen. Flucher, Schwörer, Unzüchtige und Trunkenbolde wurden nicht geduldet. Für den Gottesdienst und die Pflege erkrankter Brüder hatte jeder Zunftgenosse eine Wochengabe zu entrichten. In den Meisterschulen und Steinmetzenhütten wurden Lehrlinge und Gesellen unterwiesen und ausgebildet. Jeder Geselle war zu Lehr- und Wanderjahren verpflichtet, und Meister wurde Keiner, der sich in praktischer Beziehung nicht erprobt und ein reifes Meisterwerk geliefert.

Kaiser und Päpste beschenkten die Steinmetzenzünfte oder Bauhütten mit Vorrechten und Freiheiten, von denen die wichtigste war, daß sie nach eigenen Gesetzen sich regieren durften. Auf jedem Bauplatze war eine Hütte errichtet, wo der Werkmeister unter einem Baldachin saß, das Schwert der Gerech-

tigkeit in der Hand, wenn er Gericht hielt. Daher die Satzung: „Ein jeglicher Meister soll seine Hütte frei halten, daß darinnen keine Zwietracht geschehe, frei soll er seine Hütte halten, wie eine Gerichtsstätte."

Zehn bis zwölf Brüder hatten einen Werkmeister, welcher Mönch war, den Bau leitete und über alles Zugehörige die Aufsicht führte.

Die erste rein deutsche Bauhütte war jene im Kloster Hirschau, gegründet im Jahre 1082, von dem Abte Wilhelm, dem Heiligen, einem geborenen Pfalzgrafen von Scheyern.

Kaiserliche Privilegien und päpstliche Bullen gestatteten allen Gliedern der Baubruderschaften, frei von Land zu Land zu reisen, daher die Benennung „freie Maurer, Freimaurer". Das Zusammenwirken aller Bauhütten war streng und geheimnißvoll. So lange die Bauhütten Theile der Klostergemeinschaften bildeten, war ihre Sprache die lateinische.

Den harmonischen Aufbau des Werkes zu ermöglichen, stand die Steinmetzenzunft in enger Verbindung mit den Zünften der Bildschnitzer, Zimmerleute, Metallgießer und Schlosser, und nur diese gegenseitige Unterstützung und Förderung konnte die Einheit eines

Ganzen wahren, das in endloser Fülle kleiner Theile sich zergliederte.

Als Hartmann von Oppenheim mit seinen beiden Begleitern die Baustätte betrat, schritten sie nach jener Stelle, wo der „Bauwart“ in seiner Bude saß. Das Amt des Bauwartes bestand in der Annahme freiwilliger Gaben für den Münsterbau. Diese Gaben waren mannigfaltig, ein buntes Gemenge der verschiedenartigsten Dinge. Der Edelmann opferte Rüstung und Waffen, weßhalb Panzerhemde, Schwerter und Helme in der geräumigen Bude des Bauwarts hingen. Zierliche Kästchen enthielten goldenes und silbernes Geschmeide, Edelsteine und andere Kleinodien, von Bürgern und Patriziern geopfert. An den Wänden hingen Kleidungsstücke, von dem gold- und pelzverbrämten Gewande des Reichen angefangen, bis herab zur einfachen Jacke des Armen. Auch Betten und Linnenzeug bewahrte ein besonderer Raum. Um die Bude lagen Ställe, in denen sich Kühe, Rinder, Pferde und Schweine befanden, die Opfergaben von Bauern und Grundherren. Einige Zünfte in Worms hatten es übernommen, die Thiere so lange zu unterhalten, oder zu mästen, bis sie verkauft wurden. An bestimmten Tagen wurden auch

die übrigen Gegenstände versteigert und floß der Erlös in die Baukasse.

Diese Opfergaben liefern zugleich einen Beweis, wie die großartigen Kunstbauten des Mittelalters entstanden, wie das gesammte Volk, Reiche und Arme, nach Vermögen und mit Begeisterung dieselben schufen. Gleich allen Erscheinungen jener gestaltungskräftigen Zeit, kleidete sich auch die Bauweise in lebendige Farben und geistvolle Poesie.

Nicht minder bedeutend waren die Leistungen der Baubruderschaften, die sich zur unentgeltlichen Arbeit an dem Werke verpflichteten. Und diese Bruderschaften bestanden in allen christlichen Staaten des Mittelalters. Abt Aimon von St. Pierre sur Dive schreibt im Jahre 1145: „Es ist ein überaus wunderbares Schauspiel, daß hervorragende, auf ihre Abstammung stolze, an ein gemächliches Leben gewöhnte Männer an einem Karren ziehen, um Steine, Kalk, Holzstücke und Alles, wessen es für den heiligen Bau bedarf, herbeizuführen. Mitunter sind tausend Menschen, Männer und Weiber, den Karren vorgespannt, und doch vernimmt man nicht den geringsten Lärm. Ruhen sie einen Augenblick, so reden sie wohl, aber nur von ihren Sünden, die sie unter Thränen und

Gebet bekennen. Alsdann werden sie von Priestern ermahnt, den Haß abzulegen, die Schulden zu erlassen, und ist Einer so herzenshart, seinen Feinden nicht zu vergeben und die heiligen Ermahnungen in den Wind zu schlagen, alsbald wird er vom Karren losgebunden und aus der heiligen Arbeitergemeine verstoßen [1])."

Oppenheim und seine Begleiter grüßten den Bauwart, und ließen einige Silberstücke in den aufgestellten Opferstock gleiten.

„Vergelt's Gott und Unsere Liebefrau!" dankte der Mann in der Bude.

„Könnt Ihr uns nicht sagen," frug Heinz Sterren, „an welchem Orte Graf Wolfram von Simmern heute arbeitet?"

Der Gefragte deutete nach einer Stelle, wo weiße Dämpfe emporstiegen.

„Der heilige Mann, nach welchem die Ehrsamen forschen, ist gerade beim Kalklöschen. Wollt Ihr ihn sprechen, so kommt Ihr just gelegen; denn eben beginnt die Ruhestunde. Während der Arbeit redet Bruder Wolfram nicht ein Wort, außer was sein muß."

Die Bürgermeister und Windeck gingen nach der

---

1) Cantu, B. VII, S. 694.

bezeichneten Stelle, wo Graf Wolfram, in der Nähe einer Mörtelpfanne, auf einem Stein saß. Er trug die grobe und einfache Kleidung gewöhnlicher Arbeiter, darüber einen Lederschurz mit einem Bruststück. Seine untersetzte Gestalt war von kräftigem Bau, hager und von schwerer Arbeit angegriffen. Sein Haupt bedeckte ein Hut, unter dessen Krämpe zwei sinnende Augen hervorblickten und ein ernstes Gesicht belebten. Vormals ein mächtiger Herr und fehdelustiger Degen, hatte ihn die Leidenschaft bis zur Blutthat fortgerissen und ein Verbrechen sein Gewissen belastet. Dann erfaßte ihn die religiöse Strömung seiner Zeit, bittere Reue überkam ihn und der Vorsatz zur Lebensbesserung. Einen Theil seines Vermögens gab er den Armen, hängte Waffen und Rüstung in der Kirche auf, und sich selbst verurtheilte er zu einem strengen Bußleben. Er wurde ein Knecht Marias, der hochgebenedeiten Mutter des Herrn, und übernahm die niedrigsten Arbeiten beim Bau des Liebfrauenmünsters. Seine Nahrung war dürftig, seine Wohnung eine Bretterhütte in der Nähe des Bauplatzes, sein nächtliches Ruhelager ein Schragen mit einem Holzblock als Kopfkissen. Diese Selbstverläugnung und Härte sollten die Missethat des früheren

Lebens sühnen und büßen. Während seine Arbeitgenossen, die Mörtelträger, zum Brode Fleisch aßen und Wein tranken, hielt er ein trockenes Stück Roggenbrod in der Hand, von dem er aß, und aus einem Napfe mit Wasser stillte er seinen Durst.

Beim Nahen der Bürgermeister erhob er sich, grüßte freundlich und blieb in bescheidener Haltung vor ihnen stehen.

„Wir suchen Euren klugen Rath in einer wichtigen Sache, Herr Graf,“ begann Oppenheim.

„Mit Verlaub,“ unterbrach ihn Graf Simmern, „man nennt mich gemeinhin Bruder Wolfram, weßhalb ich bitte, den Grafen bei Seite zu lassen.“

„Wie Ihr wollt!“ versetzte Herr Hartmann mit achtungsvoller Verbeugung. „Unser Handel ist folgender,“ und er berichtete eingehend Ursprung und Verlauf der Fehde mit Bertolf.

„Die ganze Bürgerschaft ist erbittert über den Burggrafen,“ fuhr Oppenheim fort. „Man fürchtet, er werde die Stadt schädigen, indem er die Handelsstraße sperrt, unsere Waaren wegnimmt und die fahrenden Kaufleute niederwirft. Darum sind einsichtsvolle und verständige Männer des Dafürhaltens, Worms möge eine Streitschaar gegen Bertolf rüsten

und diesen preußischen Landschaden austilgen. Andere meinen, mit gewappneter Hand sei dem Feinde nicht beizukommen; denn gar fest und nicht zu stürmen sei die Starkenburg, so daß Unglimpf und Schaden für uns sich ergeben möchten aus der Fehde. — Da Ihr nun im Kriegswesen wohl erfahren seid, Bruder Wolfram, und wir mit Grund Eurer Klugheit vertrauen, so möchten wir in gedachtem Handel um Euren guten Rath bitten."

Der Graf stand eine Weile schweigend und blickte sinnend nieder.

„Den Preußen Bertolf kenne ich und auch den Geist seines Geschlechtes," hob er an. „Kaiser Friedrich der Andere that nicht wohl daran, aus dem Slavenlande preußisches Unkraut auf deutschen Boden zu verpflanzen. Stehlen und rauben, unterdrücken und knechten, sind Stammeseigenheiten der Preußen, und Bertolf läßt nicht von der Art, — ich kenne ihn. Nebenbei ist er schlau und verschmitzt, weßhalb er ohne Zweifel mit berechnender Ueberlegung die Fehde gegen Worms angehoben und sich für den Span trefflich gerüstet hat. Ein Zug wider ihn wäre zwecklos, vielleicht auch gefährlich; denn Starkenburg ist unbezwingbar, mit Gewalt nicht zu nehmen.

Eine Umlagerung, durch Hunger den Feind zu bezwingen, würde sich sehr in die Länge ziehen, der Stadt ungeheuere Kosten verursachen, das umliegende Land schwer schädigen."

„Ganz mein Dafürhalten," sagte Bürgermeister Sterren. „Jahr und Tag müßten viele hundert Bürger vor der Veste liegen, Hauswesen und Gewerbe vernachlässigen, und Worms hätte große Opfer zu übernehmen. Dabei verlöre gar Mancher das Leben, und am Ende könnten wir noch mit Schande abziehen."

„So ist es!" sprach kopfnickend Graf Simmern.

„Was rathet Ihr demnach, Bruder Wolfram?" frug Windeck.

„Zunächst geht mein Rath dahin, den gesetzlichen Weg zu beschreiten," antwortete der Graf. „Verklagt den Landfriedensbrecher vor dem Vogte des Kaisers. Der Landvogt wird den Angeklagten vor sein Gericht laden, und Bertolf ist verpflichtet, von dem Vogte Recht zu nehmen."

„Der Geladene wird nicht erscheinen," warf Windeck ein.

„Auch meine Ansicht, — er wird die Vorladung mit Trotz erwiedern," fuhr Wolfram fort. „Allein

der Gerichtsgang muß eingehalten werden, und Bertolfs Schlauheit soll keinen Vortheil aus verletztem Rechtsbrauche ziehen. Verlief ein Termin von sechs Wochen und der Angeklagte erschien nicht, so wird ihn der kaiserliche Landrichter verurtheilen. Das zu Recht bestehende Urtheil harrt nun der Vollstreckung; diese zu erzielen, sendet Worms einen Boten mit ausführlichem schriftlichem Berichte an den Königshof, — und Rudolph, glaubt mir, wird in seiner Kraft und Gerechtigkeit schon Wege finden, den preußischen Landschaden auszutilgen."

Windeck bewegte mißbilligend das Haupt, die Bürgermeister sahen bedenklich nieder; augenscheinlich fanden sie des Grafen Bescheid nicht zweckdienlich.

„Euer Rath ist zwar gut und weise, Bruder Wolfram!" sagte Oppenheim. „Allein der gewiesene Weg ist sehr weit und führt in die Länge. Wer schützt inzwischen unsere Kaufleute?"

„Vorläufig bedarf es keines Schutzes," antwortete Simmern. „Der Winter steht vor der Thüre, die Straße nach Franken und Schwaben wird unfahrbar, — für Bertolf giebt es nichts zu rauben. Wurde bis Frühjahr keine Abhilfe, dann hat Euch Gott selber den stärksten Schirmer und die treueste Hut

für die fahrenden Leute Eurer Stadt angewiesen, — ich meine den jungen Helden Sighard von Greifenstein. Sein festes Haus liegt kaum eine Stunde von Starkenburg entfernt und würde allen Gefährdeten sichere Zuflucht bieten. Demzufolge schließet, wenn sich bis Frühjahr die Sache nicht wendet, mit Sighard einen Vertrag, dahin lautend, sein Haus den fahrenden Bürgern von Worms zu öffnen und dieselben mit seinen Waffenknechten auf der Landstraße so weit zu geleiten, als Bertolfs Raubfänge reichen. In solcher Weise verschafft Worms seinen Bürgern Schutz, ohne sich in eine bedenkliche Fehde zu stürzen."

Beifällig nickten die Bürgermeister.

„Dies geht, — vortrefflich!" sagten sie.

„Wird Greifenstein Willens, oder stark genug sein, gemeinten Vertrag einzugehen?" frug Windeck.

„Natürlich wird ihm Worms eine Schaar Waffenknechte stellen müssen," antwortete Simmern. „Am Willen des kühnen und tapferen Recken zweifelt nicht. Zum Schutze Bedrängter verpflichtet ohnehin das Ritterthum, und was ich von Greifenstein hörte, beweist, daß er ein guter Ritter ist."

„Bruder Wolfram, wir danken Euch und zweifeln nicht, daß Bürgerschaft und Rath Euren klugen

Bescheid billigen und befolgen werden," sagte Oppenheim.

„Habt Ihr irgend ein Begehren, Bruder Wolfram, so würde dessen Gewährung uns gar sehr freuen," versicherte Sterren.

„Allerdings habe ich ein tägliches und stündliches Begehren, das Ihr gütig unterstützen möget," versetzte gesenkten Blickes der Graf. „Begehret von Gott Barmherzigkeit und Verzeihung für einen großen Missethäter."

Nach diesen Worten verbeugte er sich, der Mahnung eines Glöckleins gehorchend, welches die rastenden Arbeiter zur Fortsetzung ihrer Thätigkeit rief.

Weihnachtsspiel.

Der Familienverkehr zwischen Auerberg und Greifenstein war ein lebhafter geworden. Baldemar von Billungen hatte sich mit dem erstrittenen Lebensberufe seines Sohnes versöhnt; denn Heidolf machte unter Greifensteins Leitung preiswürdige Fortschritte. Er führte mit Kraft und Geschick Lanze, Schwert und Schild, tummelte gewandt sein Roß, zeigte Verständniß und Begeisterung für das Ritterwesen und versprach, ein ausgezeichneter Kämpe zu werden.

„Heidolf wird seine Brüder am Hofe des Landgrafen überflügeln," sagte Herr Baldemar; „überflügeln, nicht blos im Waffenwerk, sondern auch in feiner Lebensart und frommer Sitte. Es ist wunderbar, was Sighard aus dem unbeholfenen Dickkopf schon gemacht hat."

„Heidolf müßte ja ein Klotz sein, würde er unter

einem solchen Lehrmeister nicht gedeihen," erwiederte Editha.

„Du hast Recht, mein Kind!" bestätigte Billungen. „Sighard ist ein vollendeter Degen, dermaßen ohne Fehl und begabt mit allen Tugenden des Ritterthums, daß er sich ebenbürtig sogar an der Tafelrunde des Königs Artus niederlassen könnte. Einen stattlicheren Degen sah ich niemals und auch keinen jungen Edelmann, den Bescheidenheit in solchem Maße zierte, — trotz aller glänzenden Eigenschaften."

Das überschwängliche Lob machte Edithas Wangen lebhaft erglühen und ihr strahlendes Auge fiel, wie Sonnenschein, auf die Stickarbeit, mit der sie beschäftigt war.

„Vergiß nicht Sighards geistreiche Unterhaltungsweise," sprach Frau Kunigunde. „Seine Schilderungen von Land und Leuten, von Sitten und Gebräuchen der Fremde, sind meisterhaft. Tausende haben die Heerfahrt nach Böhmen gemacht, doch vielleicht Keiner mit Sighards feiner Beobachtungsgabe. Sein Verkehr ist für uns Alle reicher Gewinn. Wäre nicht die unselige wormser Fehde und der dunkle Graf Bertolf, wie ein böser Geist zuweilen

hier auftauchend, — unser Familienglück wäre vollkommen."

Billungens Angesicht verdüsterte sich bei den Worten. Längst bereute er den Streit mit Worms, weit mehr noch quälte ihn das voreilige Versprechen, an das ihn Bertolf bei jedem Besuche erinnerte. Baldemar wagte bisher nicht, auch nur entfernt seine Verpflichtung anzudeuten; denn er sah voraus, daß hiedurch seine geliebte und einzige Tochter namenlos unglücklich würde. Ebenso wenig wagte er, den Bruch seines Wortes für möglich zu halten. Und so wurde Herr Baldemar schwer gezüchtigt für eine übereilte, im Drange der Leidenschaft eingegangene Verpflichtung.

„Der Graf kommt ja selten, — und ich besuchte ihn seit Wochen nicht mehr," sagte Billungen, nach einigen Gängen durch das Zimmer. „Wie ich höre, baut er gegenwärtig einen zweiten Thorthurm, Starkenburg noch unbezwinglicher zu machen."

„Ein böses Gewissen," erwiederte Frau Kunigunde, „wird niemals fertig mit Errichtung von Schutzwehren, und doch ist Alles vergeblich; denn innen sitzt der Feind, nicht außen."

„Hm, — böses Gewissen!“ brummte Billungen. „Der Graf rüstet gegen Worms.“

„Und wer muß die Lasten der Rüstungen tragen? Das Stift Lorsch und dessen Bauern,“ sprach unmuthig Editha. „Er zwingt die Klosterleute zu Frohnarbeiten, erpreßt Geld und Gut, den wüsten Schwarm seiner Reisigen zu unterhalten, nimmt mit Gewalt den Familien die kräftigsten Söhne hinweg und verübt himmelschreiende Ungerechtigkeiten. Jammer, Noth und Thränen heften sich an des Preußen Ferse, und wahrlich, uns gereicht es nicht zur Ehre, solch einen Menschen zu empfangen, wie einen Freund!“

„Stille, stille!“ gebot Herr Baldemar. „Urtheile nicht zu hart und überlasse Gott das Gericht über Dinge und Menschen, für welche Du keine Rechenschaft zu geben hast. Uebe Dich vielmehr im Geiste jener Hochgebenedeiten, welche Du in acht Tagen vorzustellen hast. Maria, die milde Mutter des Herrn, verdammt Niemand, ist dagegen Zuflucht und Fürbitterin aller Sünder und Bedrängten.“

Diese geschickte Ableitung des Gegenstandes wandte das Gespräch auf das nahe bevorstehende Weihnachtsspiel.

Eine hervorragende und einflußreiche Stellung im Mittelalter behaupteten die kirchlichen Feste und geistlichen Schauspiele. Während im classischen Heidenthum die Schauspiele staatliche Zwecke verfolgten, zur Begeisterung für das Vaterland spornten und kriegerischen Muth entflammten, standen sie im christlichen Mittelalter unter dem Alles beherrschenden religiösen Einflusse; sie sollten dienen, zur Erhöhung der Andacht und die Frömmigkeit fördern. Darum wurden sie auch gewöhnlich in den Kirchen gehalten und von Clerikern aufgeführt. Und die Naivetät der Zeitrichtung fand in der Vermischung des Ernsten mit dem Possenhaften, des Salbungsvollen mit dem Komischen und Derben, keine Entweihung der heiligen Stätte. Selbst die Darstellung des Lächerlichen hatte eine tiefsinnige Bedeutung, und wurde vom Volke begriffen. So erregte es keinen Anstoß, wenn in Deutschland der junge Priester, nach der Feier seiner Primizmesse, vom Altare niederstieg, um mit seiner Mutter zu tanzen; denn die Mutter symbolisirte die Mutter aller Gläubigen, die Kirche, in deren ausschließlichem Dienste der junge Priester alle Lebensfreuden finden sollte.

Komisch war es, wenn am Ostertage die Dom-

herren in einer Reihe einhergingen, Einer hinter dem Anderen, und Jeder an einer Schnur den Fastenhäring nach sich zog, wobei Jeder bedacht sein mußte, ebenso wenig auf den Häring seines Vorgängers zu treten, als den Seinigen unter die Füße des Nachfolgenden gelangen zu lassen. Das Volk betrachtete das Schauspiel ohne Lachen und Heiterkeit, es fand im Häring das Symbol der Abtödtung, die mit der abgelaufenen Fastenzeit keineswegs aufhörte, sondern für alle Zeit mit dem Leben des Priesters und Christen verknüpft war.

An das Possenhafte streifte das Eselsfest, eingesetzt zur Erinnerung an die Flucht aus Aegypten. Eine schöne Jungfrau, mit einem Kinde in den Armen, wurde auf einem reichgeschmückten Esel in die Kirche geführt, wobei die gesammte Geistlichkeit das Geleite gab. War der Zug vor dem Altare angekommen, so begann die Messe. Alle Chorgesänge endigten hiebei mit einem Eselsgeschrei und auch die Messe; denn an die Stelle des Ite missa est trat ein dreimaliges Eselsgeschrei des Priesters, und das Volk respondirte in den gleichen Lauten.

Dieses naive Verbinden des Komischen und Possenhaften mit dem Ernsten und Heiligen beschränkte

sich keineswegs auf die Schauspiele, es erstreckte sich auch auf die herrlichsten Denkmale mittelalterlicher Baukunst. An reich geschnitzten Chorstühlen, sowie an den Außenseiten der Kirchen, wechselten Heiligenfiguren mit ungeheuerlichen, fratzenhaften Bildwerken, — an deren Bedeutung schon mancher Gelehrte seinen Scharfsinn übte, und darüber die Feder stumpf geschrieben.

Am Vorabende des Weihnachtsfestes strömten die Gläubigen umliegender Orte nach Lorsch, im Bußgerichte durch reumüthige Selbstanklage die Seele zu reinigen von aller Mackel. Sämmtliche Beichtstühle der Mönche waren von Hilfsbedürftigen umlagert, unter denen auch Sighard von Greifenstein und seine Mutter, und Baldemar mit Frau Kunigunde und dem größten Theile des Burggesindes. Editha weilte bei den Klosterfrauen, von denen sie in der Darstellung ihrer auszeichnenden und überaus ehrenvollen Rolle unterwiesen wurde.

Nachdem ein finsterer Abend dem kurzen Nachmittage gefolgt war, füllten Tausende erwartungsvoller Zuschauer die drei Schiffe der großen Kirche. Immer noch saßen einige Mönche in den Beichtstühlen, an denen Armleuchter mit brennenden Wachs-

kerzen befestigt worden. Tiefe Stille herrschte in dem Heiligthume, zuweilen unterbrochen von dem Geräusche Kommender und dem Oeffnen der Thüren. Die Gläubigen knieten in Bänken, oder auf dem Boden, in Gebet und Betrachtungen über die Geheimnisse der anbrechenden heiligen Nacht versenkt.

Im Vordergrunde des Mittelschiffes hatten die Angehörigen der Familien Greifenstein und Billungen gemeinschaftlich einen Stuhl eingenommen. Herr Baldemar sah fortwährend nach dem dunklen Chor, der bald in hellem Lichtglanze strahlen und seine Tochter in ergreifender Handlung der staunenden Menge zeigen sollte. Frau Kunigunde kniete betend neben ihm, aber es darf wohl bezweifelt werden, ob nicht geschmeichelte Muttergefühle die Andacht der Christin störend beeinflußten. Was Sighards Empfindungen betrifft, so mochten selbst jene des Vaters und der Mutter Edithas überflügelt werden, durch hochgespannte Erwartung und schwärmerische Begeisterung. Nach seiner ganz unbestreitbaren Ueberzeugung war keine Jungfrau würdiger, die Hochgebenedeite darzustellen, als Editha; denn ihr minniglicher Leib war ebenso bezaubernd durch unvergleichliche Schönheit, wie die Reinheit und der Adel ihrer Seele flecken=

los. Ihre Erscheinung mußte, nach Sighards Urtheil, überwältigende Eindrücke hervorbringen, und fast berührte ihn ein Stachel der Eifersucht, wenn er die Verehrte den bewundernden Blicken von Tausenden ausgesetzt dachte.

In dem Stuhle gegenüber stand Bertolf, der Klostervogt, mit seinen fünf Söhnen. Nicht die Befriedigung religiöser Bedürfnisse hatte den Ungläubigen hieher geführt, sondern der Reiz des Schauspiels, Jene gefeiert und handelnd zu sehen, die ihm nach väterlichem Versprechen gehörte. Wohl ahnte der Graf die zärtlichen Wechselbeziehungen zwischen Editha und Sighard, ohne etwas Anderes hiebei zu empfinden, als hämische Schadenfreude. Billungens Tochter gehörte ihm nach Recht, und ein Mann von Bertolfs Geistesroheit und gewaltthätigem Sinn besaß zugleich die Entschlossenheit, ein zuerkanntes Recht, wenn nöthig, rücksichtslos zu erstreiten.

Vom Mittelschiffe führten dreimal sieben Stufen, die ganze Breite des Schiffes einnehmend, zum Chor hinauf. Dort erhob sich der Hochaltar, von einem Himmel, auf vier Säulen ruhend, überwölbt. Auf dem freien Raum vor dem Altare sollte das Schauspiel sich entwickeln, und ein Geräusch verrieth, daß

hiezu die unmittelbarsten Vorbereitungen getroffen wurden. Mit dem Gesichtssinn konnte hievon nichts wahrgenommen werden; denn es herrschte im Chor vollständige Finsterniß. Auch die Lichter an den Beichtstühlen waren, bis auf zwei in jedem Seitenschiffe, ausgelöscht worden, und diese warfen einen nur schwachen Schein in das Mittelschiff, wo die Menge in weihevoller Spannung des Beginnens harrte. Genau in der feierlichen Stimmung des Augenblicks, begann jetzt die Orgel ein Vorspiel, das allmählich in die Allen bekannte Melodie eines Adventsliedes überging. Der Gesang hob an, — gleichsam die Ouverture zu dem Schauspiele. Sofort begleitete die versammelte Volksmenge den Gesang, und zwar mit einer Kraft und Begeisterung, die Zeugniß gaben, von der Lebhaftigkeit und Tiefe religiöser Gefühle. Die Melodie des Adventsliedes drückte eine fast stürmische Sehnsucht nach dem verheißenen Weltheilande aus, und wechselte dann wieder mit überaus zarten, sehnsuchtsvollen Weisen. Den gleichen Geist athmete der Text des Liedes: — gläubige Kraft, frommer Ungestüm, heißes Drängen, in rührender Einfalt die Ankunft des Heilandes erflehend. Das Volk aber sang:

O Heiland, reiß die Himmel auf!
Herab, herab vom Himmel lauf!
Reiß ab vom Himmel Thür und Thor,
Reiß ab, wo Schloß und Riegel vor.

Gott, reinen Thau vom Himmel gieß!
Im Thau herab, o Heiland, fließ!
Ihr Wolken, brecht und regnet aus
Den König über Jakobs Haus.

O Erd', schlag' aus! schlag' aus, o Erd',
Daß Berg und Thal, grün Alles werd'!
O Erd', hervor dies Blümlein bring!
O Heiland, aus der Erde spring!

Wo bleibst Du, Trost der ganzen Welt,
Worauf die Welt all' Hoffnung stellt?
Ach komm, ach komm vom höchsten Saal!
Komm, tröst' uns hier im Jammerthal!

O klare Sonn, o schöner Stern!
Dich wollen wir anschauen gern!
O Sonn', geh' auf, ohn' deinen Schein
In Finsterniß wir alle sein.

Hier leiden wir die größte Noth;
Vor Augen steht der ew'ge Tod!
Ach komm, führ' uns mit starker Hand
Vom Elend zu dem Vaterland.

Da werden Alle danken Dir,
Dir, unserm Heiland, für und für;
Da werden Alle loben Dich
Mit allen Heil'gen ewiglich.

Gott, Vater, Sohn und heil'ger Geist,
Sei immerdar von uns gepreist
Mit Glory, Lob und Herrlichkeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Bei der letzten Strophe glitt ein Lichtstreifen durch die Finsterniß des Chores. Einen Augenblick irrte der Lichtschein hin und wieder in dem schwarzen Raum, bis er fest stand und eine beschränkte Fläche schwach beleuchtete. Diese Stelle befand sich etwa zwölf Fuß über dem Boden des Chores und bildete eine halbkreisförmige Wölbung. Man sah den blauen Himmel, mit goldenen Sternen besät, wie er sich über dem Altare ausbreitete, — sonst aber sah man nichts. Augenscheinlich waren die Capitelle der Altarsäulen durch Stangen mit einander verbunden und an diesen Stangen undurchsichtige, dunkelfarbige Vorhänge befestigt worden, die bis zum Boden hinabfielen. Jetzt tauchten mehrere Engelsköpfe in dem Lichtraum auf. Sie hatten gar liebliche, unschuldige Gesichter, mit vollen, rosenfarbigen Wänglein und glänzenden Augen. Sämmtliche Engel waren deutschen Stammes; denn goldgelbes Lockenhaar schmückte in reicher Fülle ihre Köpfe. Sehr viele Zuschauer wollten auch die Spitzen der Engelsflügel sehen, die

nach gothischer Vorstellungsweise emporstanden. Aber den gestrengen Magister, der etwas tiefer und zurück stand, und mit dem Taktstock den Gesang der wohlgeübten Klosterschüler leitete, sah Niemand. Kaum erschienen, hoben die Engel ein gar wundersames Lied an. Rein und klar, jedes Wort verständlich, die Sinne umstrickend, Gefühle der Andacht erweckend, klang das Lied. Die Engel aber sangen mit ihren himmlischen Stimmen:

Uns kommt ein Schiff gefahren,
Es bringet schöne Last,
Darauf viel Engelsschaaren,
Hat einen großen Mast.

Das Schiff kommt uns geflossen,
Das Schiff geht ans Land,
Hat Himmel aufgeschlossen,
Den Sohn heraus gesandt.

Maria hat geboren,
Aus ihrem Fleisch und Blut,
Das Kindlein auserkoren,
Das wahrer Mensch und Gott.

Es kommt ein Schiff geladen,
Recht bis zu höchst an Bord,
Bringt uns den Sohn des Vaters,
Bringt uns das ew'ge Wort.

Auf einer stillen Woge
Schwimmt uns das Schifflein her,
Es bringt uns reiche Gabe:
Die Königin so hehr.

Maria, edle Rose,
Du aller Huld ein Ast,
Du schöne Zeitelose,
Nimm uns der Sünden Last!

Das Schifflein, das geht stille
Und bringt uns reiche Last,
Sein Segel ist die Minne,
Der heil'ge Geist sein Mast.

Wie verzückt lauschte das Volk, kaum wagte es, zu athmen, und in vielen Augen glänzten Thränen; denn für Zuschauer, von gläubiger Begeisterung für den Gegenstand ergriffen, bedurfte es nur geringer Mittel, das höchste Maß von Entzücken zu erregen. Da unterbrach ein verhaltener jäher Aufschrei der Menge die Grabesruhe; dem Aufschrei folgte sogleich wieder lautlose Stille. Es hatte sich mit einem Schlage die Scene erweitert, ein Schauspiel darbietend, das Alle in tiefster Seele ergriff.

Bisher verhüllte Lichter, mit starken, blendenden Reflektoren, — gossen plötzlich einen Lichtstrom über den dunklen Raum vor dem Altare. Der Stall von Beth-

lehem lag vor den Augen der Zuschauer. Eine getheilte Gruppe umgab die Wiege des Erlösers. In Mitte der Gruppe kniete Maria vor dem Jesuskinde, das in einer niederen Krippe auf Stroh gebettet lag. Auf der anderen Seite der Krippe kniete der ehrwürdige Joseph, einen Pilgerhut auf dem Kopfe, über die Tunika einen weiten Mantel in malerischen Falten geworfen. Den Stall zu versinnlichen, standen links und rechts von der Krippe zwei Esel und fraßen gemüthlich ihren Hafer. Drei Schàfe, von blendend weißem Vließ, belugten die Geburtsstätte des Weltheilandes. Eine kleine Schaar Jünglinge und Männer, in altdeutscher Hirtentracht, knieten oder standen zu beiden Seiten, durch Haltung und Bewegung Andacht und Staunen ausdrückend. Von der Höhe schauten die Engel nach dem Jesuskinde nieder, und jetzt begannen sie mit den Hirten einen ebenso feierlichen, wie freudigen Wechselgesang.

Die Engel sangen:

O Kind, o wahrer Gottessohn,
O Krippe, Salomonis Thron,
O Stall, o schönes Paradeis,
O Stroh, wie Rosen roth und weiß.

Der Chor der Hirten antwortete:

Kindlein im Stall
Mach' selig uns All!
Kindlein im Stroh,
Mach' uns froh!

O Kind, Du bist von Wunderart,
Dein Antlitz blüht wie Rosen zart,
Schön weiß und roth, wie Milch und Blut,
Die Farb erfrischt uns Herz und Muth.
Kindlein im Stall
u. s. w.

Dein Haupt ist golden und kraus Dein Haar,
Die Lippen roth, die Augen klar,
Vom Haupte schön bis auf die Füß
Und über alle Honig süß.
Kindlein im Stall
u. s. w.

Dein Leib, schneeweiß, wie Elfenbein
Saphiren eingefaßt darein,
Saphiren — Deine Gottheit groß,
Das Elfenbein — die Menschheit bloß.
Kindlein im Stall
u. s. w.

Deine Hände Hyacinthen voll,
Sie duften über Alles wohl;
O Kind, wie schön! Du glänzest mehr,
Als wenn im Stall die Sonne wär'.
Kindlein im Stall
Mach' uns selig all!
Kindlein im Stroh
Mach' uns froh!

Während des Gesanges erhob sich Maria, nahm den Säugling aus der Krippe in ihre Arme und ließ sich auf einem Thronstuhle nieder, der auf einer Erhöhung von mehreren Stufen stand. Ein goldenes Diadem auf dem Haupte, das lange Haar über Schultern, Rücken und Brust frei herabwallend, gekleidet in eine weiße lange Tunika, darüber einen faltenreichen blauen Sammtmantel, thronend in wundervoller Schönheit und Anmuth, bot Maria einen ergreifenden Anblick dar. Das Volk lag auf den Knieen, in das Betrachten des heiligen Schauspieles verloren, betend, schluchzend und weinend vor Freude und Rührung. Die Menschen jener Zeit besaßen eine überaus lebhafte und vorwiegende Einbildungskraft, weßhalb sich die Darstellung des Spieles leicht in jene der Wirklichkeit verwandelte. Die bloße Nachahmung des welterneuernden Ereignisses zu Bethlehem war beinahe vergessen, die Menge glaubte, die thatsächliche Geburtsstätte Jesu zu schauen. Dieser Auffassung gemäß war auch die Stärke überwältigender Eindrücke. Kein Auge blieb trocken, und Tausende gefalteter Hände erhoben sich betend nach dem Jesuskinde und dessen Mutter.

Auch Herr Baldemar vergaß seine Tochter, er

sah nur Maria und das göttliche Kind in ihren Armen, während Frau Kunigunde neben ihm zerfloß in Thränen der Wonne.

Wie gebannt, das ganze geistige Vermögen in Fesseln geschlagen, betrachtete Sighard die Scene. Ohnehin dem Zuge seiner Zeit unterworfen, welche die reine Weiblichkeit idealisirte, fand er Edithas wunderbare Schönheit und fleckenlose Jungfräulichkeit, verbunden mit königlicher Würde und Anmuth, fast reich genug, die Gebenedeite des Herrn darzustellen.

Nur Bertolf, der Ungläubige, empfand nichts von der Weihe allgemeiner Stimmung. Während seine Söhne an den Augen wischten, fesselte ihn lediglich Edithas Erscheinung. Leidenschaftlich glühten seine Augen, und neben den Berechnungen seiner Habsucht, die ihm Edithas Besitz begehrenswerth erscheinen ließen, erhob sich zugleich eine heftige Neigung.

Der Wechselgesang zwischen Engeln und Hirten war verklungen. Jetzt begannen die Letzteren den Schlußchor, welcher nebenbei offenbarte, daß die Hirten der lateinischen Sprache nicht unkundig waren. Das Lied ist merkwürdig, nicht blos wegen seiner

originellen halblateinischen Form, sondern auch wegen seines ächt poetischen Inhaltes, voller Einfalt und Glaubensfreudigkeit. Die Hirten sangen:

In dulci jubilo
Nun singet und seid froh,
Aller unser Wonne
Liegt in praesepio;
Sie leuchtet vor die Sonne
Matris in gremio;
Qui est a et o
Qui est a et o.

O Jesu parvule,
Nach Dir ist mir so weh,
Tröste mein Gemüthe
O puer optime,
Durch aller Jungfrauen Güte,
O princeps gloriae,
Trahe me post te,
Trahe me post te!

Mater et filia
O Jungfrau Maria,
Hättest Du uns nicht erworben
Coelorum gaudia,
So wären wir all' verdorben
Per nostra crimina!
Quanta gratia,
Quanta gratia!

Ubi sunt gaudia?
Nirgends denn allda,
Da die Engel singen
Nova cantica,
Mit ihren süßen Stimmen
In regis curia.
Eia wär'n wir da!
Eia wär'n wir da!

Bei Beginn der Schlußstrophe erhob sich Maria und stieg vom Throne. Die Hirten bildeten zwei Reihen, die sich in feierlichem Zuge singend fortbewegten. Mit dem letzten Worte erloschen im Chore die Lichter, so daß Alles in Nacht und Stille versank und das Ganze, wie eine übernatürliche Erscheinung verschwand. Dagegen blieben in den Gemüthern tiefe und reichhaltige Eindrücke. Was man beständig schaute mit dem geistigen Auge des Glaubens, hatte man angestaunt mit leiblichen Sinnen und hievon die segensreiche Wirkung einer lebhaften religiösen Betrachtung empfangen.

Eine große Anzahl Wachskerzen erhellten die drei Schiffe der Kirche, wo die meisten Zuschauer zurückblieben, in Gebeten und Betrachtungen die feierliche Mette um Mitternacht zu erwarten. Andere kehrten nach dem Schlusse des Schauspieles nach Hause

zurück, unter diesen die Familien Greifenstein und Billungen. Am folgenden Tage erschienen sie wieder zum Hochamte, traten bei der Communion zum Tische des Herrn und empfingen gemeinsam mit vielen hundert Männern und Frauen den Frohnleichnam. Diesem religiösen Bedürfnisse hätten die beiden Adelsfamilien auch in den Pfarrkirchen zu Bensheim und Auerbach genügen können, — aber Lorsch besaß den Leib des heiligen Martyrers Nazarius, es war ein altberühmter Wallfahrtsort, dessen Besuch, in frommer Absicht, auf diesen Tag besondere Gnaden gewährte.

Dann bot sich, während der Weihnachtsfeiertage, den Gläubigen ein ernster Anblick dar. Im Paradiese der Stiftskirche, neben dem weit geöffneten Portale, kniete Hatto, der Pferdedieb, in Bußkleidern. Sein Haupt war mit Asche bestreut, um den Hals trug er einen Strick, ein rauhes Gewand umhüllte seinen Leib und in der Hand hielt er eine Ruthe, zum Zeichen, daß er Streiche verdiene und bereit sei, dieselben von Jedermann zu ertragen. Diese öffentliche Buße war nicht nur eine Sühne für das Vergehen, sondern auch für das gegebene Aergerniß.

Der beleidigten öffentlichen Meinung wurde Genugthuung und die Ueberzeugung, daß Gottes Gebote, selbst für den Reuigen und von der Schuld Gelösten, nicht ohne Strafe übertreten werden.

Hatto schien sich auch der Größe seines Frevels und dessen nachtheiligen Einwirkungen auf die gesellschaftliche Ordnung lebhaft bewußt. Tief gebeugt war seine Gestalt und aufrichtige Zerknirschung lag in seinen Zügen. Niemand konnte den demüthigen Büßer ohne Theilnahme und Mitleid betrachten. Diese Eindrücke empfingen auch die Bewohner von Auerbach, bisher eines Mannes sich schämend und ihm zürnend, der Schande über die Gemeinde gebracht. Nun versöhnte die öffentliche Buße die grollenden Herzen. Hatte die Kirche den Missethäter gezüchtigt und Gott ihm vergeben, so waren Schuld und Schande von ihm genommen, kein guter Christ durfte ihm ferner gram sein und die Gemeinde ihn nicht weiter mit Verachtung strafen. Als die Wallfahrer nach Auerbach zurückkehrten und von dem Büßer Hatto berichteten, wandelte sich rasch die Stimmung. Und als die Buße den ganzen Winter hindurch fortgesetzt wurde und Hatto an jedem

Sonn- und Festtage büßend vor der Kirchenthüre kniete, wurden sogar die Unversöhnlichsten in Auerbach befriedigt und weich gestimmt. Bald genoß Hatto die Freude, seine Mitbürger empfangen zu können, die ihn auf dem Seehofe besuchten.

Interdict.

Ein Aufschrei der Entrüstung und des Schreckens gellte durch das Stiftsland: — Bertolf hatte den Mönch Ermenold aufgehoben und in den Kerker geworfen.

Sofort traten die schweren Strafen, von der Kirche über einen solchen Frevel verhängt, in Wirksamkeit. Im ganzen Gebiete der Abtei wurde der Gottesdienst eingestellt; denn das Interdict ruhte auf dem Lande, auf allen Klöstern, Weilern, Dörfern und Flecken. Das Glockengeläute verstummte, die Kirchen blieben öde und geschlossen, sogar den Mönchen war Mettengesang verboten, nur leise durften sie das Officium beten. Die Ehen wurden außerhalb der Kirchen eingesegnet, ohne Feierlichkeit, ohne die gnadenvolle Weihe des heiligen Meßopfers. Die Todten wurden ohne Priester an ungeweihter Stätte

begraben. Nur an Sonntagen durfte Gottes Wort verkündet, das Volk mit Weihwasser besprengt werden, jedoch ohne gottesdienstliche Feierlichkeit. Nur einmal in der Woche wurde eine heilige Messe gelesen, um für Kranke die Hostien zu consekriren, aber bei verschlossenen Kirchenthüren, ohne Glockengeläute, Gesang und Orgelspiel, und ohne Theilnahme des Volkes; denn es lastete Gottes und der Kirche Fluch auf dem Lande ob des Verbrechens[1]).

Nichts war mehr geeignet, das abgründige Wesen eines begangenen Verbrechens dem gläubigen Volke zum klaren Bewußtsein zu bringen, als die furchtbare Strafe des Interdictes. Wie eine geistige Pest vergiftete der Frevel das ganze Land, verschloß den Gnadenquell der Kirche, entrückte dem Empfange die Sakramente des Heiles, löschte alle Lichter aus und hüllte

---

1) Statuimus, ut in terminis Archidiaconatus, in quo captivatum quempiam clericum detineri constiterit, interdictum districtissime observetur, ita videlicet, quod corpora mortuorum ad ecclesiasticam sepulturam nullatenus admittantur, — sacerdotes aliud facere non praesumant, nisi quod in diebus dominicis proposito suis plebibus Verbo Dei — eos aqua benedicta conspergant, nullum omnino dicant officium in aperto; semel in ebdomada absque signo campanarum clausis januis — pro conficiendo viatico sub silentio missam dicant. Concil. german. T. III, pag. 587.

Alles in schauerliche Finsterniß. Für Menschen aber, deren höchstes Streben in lebendiger Verbindung mit Gott und seiner Kirche gipfelte, war das Interdict ein geradezu unerträglicher Zustand. Darum erscheint es natürlich, wenn alle Gemüther empört aufflammten wider Bertolf, den Urheber des allgemeinen Unglückes. Ohnehin verabscheut wegen seiner unchristlichen Gesinnung, und verhaßt wegen seiner Tyrannei, ballten sich alle Männerfäuste grimmig wider den Burggrafen, und die Zungen der Frauen schürten emsig die Gluth. Hiezu kam die allgemeine und verdiente Beliebtheit der opferwilligen und frommen Mönche von Lorsch. Namentlich war gerade Ermenold eine überaus volksthümliche Persönlichkeit. Er predigte häufig in den Dorfkirchen an der Bergstraße, war ein vielbewunderter Kanzelredner, verkehrte gutmüthig mit den Bauern, und wußte sein reiches Wissen meisterhaft in die Sprache und Formen des Volkes zu kleiden. Nebenbei hatte er Verständniß und Theilnahme für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse der Landleute, und wußte dieselben durch Rath und That zu befriedigen. Dazu bot er Allen durch lauteren Wandel und liebenswürdige Bescheidenheit ein leuchtendes Vorbild ächt christlichen

Sinnes. — Nun lag er gefangen auf Starkenburg, hinab gestoßen in ein grausiges Verließ, — hinab gestoßen durch den verhaßten Preußen, weil er ihm frank und frei die Wahrheit gesagt!

Eine namenlose Erbitterung erfaßte das Landvolk. Hätte es die Unbezwinglichkeit der Starkenburg nicht gekannt, in hellen Haufen würde es die Veste angelaufen, Ermenold befreit und den gar bösen Mann wahrscheinlich erschlagen haben.

Bertolf kannte die Stimmung gegen sich und verachtete sie. Hinter seinen Thürmen und Mauern, vertheidigt durch eine starke Schaar reisiger Knechte, konnte ihm Niemand beikommen, dies wußte er. Nach Wohlwollen und Achtung des deutschen Volkes strebte der Preuße nicht, er wollte nicht geliebt, sondern gefürchtet sein. Von dem Schrecken und dem Hasse, den sein Name und sein Erscheinen verbreiteten, hatte er viele Beweise. Dazu hielt er die Bauern für feige und nicht fähig, eine Gewaltthat gegen ihn zu wagen.

„Ich will den Bauernlümmeln zeigen, wer im Lande Herr ist!" rief er, nach Anhörung eines Berichtes über die allgemeine Aufregung. „Dieses freche Gesindel rühmt sich verbriefter Rechte und

Freiheiten, — wartet nur, will euch klar machen, daß kühne Manneskraft vergilbte Pergamente mit Füßen treten darf! Schon tragen und geberden sich diese fetten deutschen Bauern, wie Edelleute, — will ihnen zeigen, daß Bauerntölpel kein anderes Recht haben, als dem Edelherrn zu gehorchen, für ihn zu arbeiten. Ich will diesen übermüthigen Stieren des Feldes das Joch preußischer Sklaven auf den starren Nacken zwingen, — will sie bändigen und drillen!"

„Löbliche Entschlüsse, würdig eines Withings!" rühmte Odina, des Grafen unheimliche Mutter. „Die Götter unserer alten Heimath werden Dich ausrüsten mit Heldenstärke, Deine Plane durchzuführen, Bahn zu brechen preußischer Art und preußischem Geiste in diesem deutschen Pfaffenlande. So lange diese geschorene Mönchsrotte, — Picollos verfluche sie, — in Lorsch Tag und Nacht Metten heult, die Söhne des Adels erzieht und die Bauern am Gängelbande der Kirche führt, mag preußische Aussaat wenig gedeihen."

„Ich weiß es!" versetzte Bertolf, mit einem finsteren Blicke auf das Kloster Lorsch. „Bevor die Pfaffen nicht stumm und lahm gelegt sind, kann sich der Geist unserer Heimath nicht entfalten. In

Preußen gebieten und wollen die Götter nur, was dem Herrenstande gefällt, — in Deutschland aber ist ein starres Evangelium göttlich und die Kirche allmächtig. Warte, — zu stummen Hunden will ich die Pfaffen peitschen und dann sie austreiben, — der Anfang ist gemacht!“

Er verließ die Stube, bestieg das harrende Pferd und ritt gegen Auerberg, zur Rechtfertigung seiner Gewaltthat vor Baldemar von Billungen.

Als der Graf durch Heppenheim ritt, das am Fuße des Berges lag, auf dessen Gipfel Starkenburg sich erhob, — bemerkte er, wie die Bauern ihm scheu auswichen und bei seinem Nahen eilig in den Häusern verschwanden. Dieselbe Wahrnehmung machte er auf der Landstraße. Niemand begegnete ihm, weil von Ferne schon die Leute aus dem Wege gingen. Er sah Männer und Frauen, sobald sie seiner ansichtig wurden, die Straße verlassen und querfeldein laufen, als bringe ein Begegnen mit dem Burggrafen Tod und Verderben. Bertolf lachte. Sein hochfahrender Stolz fühlte sich geschmeichelt, den Leuten solchen Schrecken einzujagen. Bedenklich wurde jedoch die Sache, als der Reiter dem großen Dorfe

Auerbach nahte, nur von freien und wohlhabenden Bauern bewohnt.

Von einer Anhöhe oberhalb des Dorfes, welche weithin die Landstraße gegen Starkenburg übersehen ließ, dröhnte in lang gezogenen Tönen, mit dreimaliger Unterbrechung, ein Horn. Das Hornblasen war offenbar ein verabredetes Zeichen; denn bei seinem Schalle liefen alle Männer zusammen und eilten nach dem Eingange des Dorfes. Da noch nicht die Feldarbeiten des Frühjahres begonnen hatten und alle Bewohner zu Hause weilten, war die gesammte männliche Bevölkerung in kurzer Frist versammelt. Die Meisten trugen Waffen, Aexte, Lanzen, Schwerter und Spieße, als gelte der Zusammenlauf irgend einem gefährlichen Raubthiere, das sich in der Gemarkung sehen ließ. An der Spitze stand der ehrwürdige Schultheiß, um ihn her drängte sich eine aufgeregte Menge mit funkelnden Augen und Zornesgluth in den Gesichtern. Einen besonders drohenden Anblick gewährte die breitschulterige Gestalt des Dorfschmiedes. Das Horn hatte ihn unmittelbar von der Esse gerufen, deren Flammen in seinen Augen zu brennen schienen. Die Lederschürze umgeschnallt, die Hemdärmel über die muskulösen Arme gestreift,

das Gesicht geschwärzt, in der Rechten eine wuchtige Eisenstange, Thatendrang und verhaltenen Grimm in den Zügen, stand er da, bereit zum Empfange des verhaßten Preußen.

Staunend gewahrte Bertolf die zusammengerotteten Bauern, ritt langsam heran und hielt einige Schritte vor dem Haufen. Kein Zeichen der Achtung begrüßte ihn, nicht einmal Merkmale der Furcht fand des Grafen forschender Blick, wohl aber solche des Zornes und drohender Haltung.

„Was soll das? Gebet die Straße frei!" herrschte er den Bauern zu.

„Nichts da, — Ihr dürft nicht durch's Dorf!" antwortete eine Stimme.

„Wie, — mir, dem Burggrafen wollt Ihr die Landstraße versperren? Seid Ihr alle zusammen verrückt, verdammte Schurken?"

„Ein verdammter Schurke seid Ihr!" rief ein Verwegener.

Bertolf saß einige Sekunden sprachlos im Sattel, während seine Augen grimmig aufleuchteten und eine dunkle Gluth sein Gesicht bedeckte.

„Tolle Sklaven!" knirschte er. „Macht Ihr nicht

zur Stelle offene Bahn, dann will ich über eure Leichen mir eine Gasse hauen."

„Freie Männer sind wir, keine Sklaven, — so frei, wie der Vogt auf Starkenburg!" rief ein Trotziger.

„Die Hand vom Schwertgriff!" drohte der Schmied mit einer Stimme, die hart und ehern aus der breiten Brust hervorbrach. „Wie Viele von uns werdet Ihr erschlagen? Kaum Einen. Dann aber seid Ihr ein todter Mann, — das schwöre ich Euch!"

Kaum gewahrte Bertolf die entschlossene und gefährliche Haltung der Bauern, sowie die Unmöglichkeit, mit Gewalt durchzudringen, als er sein Benehmen änderte und sich den Schein heiterer Laune gab.

„Ei, — das ist doch fürwahr recht ergötzlich!" sprach er mit erzwungenem Lachen. „Da stehen die freien, frommen Bauern von Auerbach und verlegen mir, wie Straßenräuber, den Paß!"

„Den Schimpf laßt bei Seite, — wir sind keine Straßenräuber!" entgegnete ein Schwertträger. „Dagegen weiß Jedermann im Lande, daß Ihr ein Straßenräuber seid."

Der Vogt warf dem kühnen Sprecher einen

wüthenden Blick zu, ohne jedoch den begründeten Vorwurf zu erwiedern.

„Seid ihr nicht Alle ganz von Sinnen, dann erklärt wenigstens, was für ein Wahnwitz euch getrieben, mir die Landstraße zu sperren.“

„Das will ich Euch sagen, Burggraf!“ antwortete gelassen der Schultheiß. „Betrachtet diese Männer, — allen brennt der helle Zorn im Gesicht über Eure sehr böse That. Einen gar frommen Mönch, den wir alle verehren und lieben, habt Ihr gefangen und in den Thurm gesetzt, wie einen Missethäter, — und doch hat der ehrwürdige Vater Ermenold nichts gethan, als seine Pflicht. Gepredigt hat er wider Diebe und Räuber, wider Unterdrücker und Gewaltthätige; — dies muß er, dazu ist er da. Was im Evangelium steht, muß er getreu und ohne Scheu verkünden und mahnen gegen Alles, was Gottes heiligem Willen zuwiderlauft. Da Ihr nun an dem schuldlosen Priester einen schweren Frevel gethan, so ist die Kirchenstrafe, der große Bann, über das ganze Stiftsland gekommen. Die Glocken schweigen seit drei Tagen, — keine heilige Messe seit drei Tagen, keine feierliche Taufe, keine heiligen Sakramente, kein christliches Begräbniß, seit drei Tagen! Und so geht

der Jammer fort, bis der unschuldige, gar gute Mönch seiner Haft ledig geworden. — — Seht, Burggraf, solchen Jammer können wir nicht ertragen. Wir sind Christen, wollen leben, sterben und begraben werden, wie Christen. Den Bannfluch, den Ihr über uns gebracht, können wir nimmer aushalten. Wir können nicht leben ohne unsere heilige Mutter, die Kirche, — nicht leben ohne Frieden mit ihr, — nicht leben ohne ihre Gebete, ihre Sakramente und ihren Segen. Und Ihr seid der Urheber alles Unglückes. Darum klebt der Fluch an Eurer Ferse. Eure Gegenwart ist verderblicher, als Pest und Tod. Aus dieser Ursache sollt Ihr nimmer durch unser Dorf reiten, bis Ihr den Bannfluch gelöst, durch Freilassung des heiligen Mannes Gottes. Ich rathe Euch, Burggraf, dies bald zu thun; denn wir können einen so elenden Zustand nicht ausdauern. Ein Leben ohne Segen und Gnaden unserer heiligen Mutter, der Kirche, treibt uns in die helle Verzweiflung. Bedenket, daß Ihr nicht in Preußen seid, unter Heiden, sondern im deutschen Reiche, unter Christen. Das Christenvolk läßt seine guten Priester nicht straflos mißhandeln, — es wird furchtbare Rache nehmen; darum sehet Euch wohl vor, —

meinet nicht, wider den Glauben eines ganzen Volkes freveln zu können, — dies wäre Euer sicherer Untergang!“

Diese Rede, von dem ehrwürdigen Greise mit Ruhe vorgetragen, machte auf den Burggrafen einen überraschenden und sehr tiefen Eindruck. Anfänglich saß er hoch zu Roß, die Rechte übermüthig in die Seite gestemmt, den Kopf nach dem Nacken geworfen und geringschätzend auf den Alten herabsehend. Je weiter jedoch der Schultheiß in seiner Rede kam, desto bemerkbarer wich Bertolfs starrer Trotz ernstem Nachdenken. Eine ganz neue Anschauung der Dinge schien plötzlich über ihn zu kommen, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit und Stärke, daß er immer noch schweigend niedersah, als der Greis seine Rede geschlossen und der Entgegnung harrte.

„Was Ihr da vorbringt, Schultheiß, trifft mich keineswegs!“ sprach er jetzt zerstreut, augenscheinlich weniger in der Absicht, seine Gedanken und Empfindungen zu verrathen, als durch irgend eine Erwiederung den Vorwürfen zu begegnen. „Ihr habt ja die Schimpfworte des Mönches gehört; denn er predigte hier in der Kirche.“

„Wir haben die Predigt Alle gehört, — aber

keine Schimpfworte, — die Predigt war recht!" versetzten die Bauern.

„Der Mönch hat mich einen Dieb und Räuber geheißen."

„Das ist nicht wahr, — Niemand hat er genannt!" behaupteten die Umstehenden.

„Sehr begreiflich, wenn Ihr den Dieb und Räuber auf Euch bezieht!" sagte der Schmied. „Wenn man den Hund trifft, so bellt er."

„Vater Ermenold hat nach dem Evangelium gepredigt, und das Evangelium lautet wider alle Diebe und Räuber."

„Gefällt Euch das Evangelium nicht, so reitet heim in Euer Preußenland und hört Götzenpriester, welche das Rauben, Brennen und Morden gutheißen."

„Wir sind Christen und dulden keine Heiden im Lande."

„Wir sind Deutsche und mögen keine preußischen Schinder."

Der Lärm wurde immer größer. Die Schwerter und Spieße kamen in bedenkliche Bewegung, und drohend funkelten die Augen der Bauern.

Der Vogt warf das Pferd herum und ritt gegen

Starkenburg. Dort angelangt, vermied er die Halle, wo er Hans von Steinberg mit seinen Söhnen wußte und betrat ein abgelegenes Zimmer, das er in finsterem Sinnen rastlos durchschritt. Es wühlte heftig in dem Grafen, dessen Verhalten jenem eines Menschen glich, der sich bei einem verhängnißvollen, sein ganzes Streben in Frage stellenden Fehler ertappte.

„Du bist schon zurück von Auerberg?“ frug seine eintretende Mutter. „Nun, — wie nahm der fromme Billungen die verdiente Züchtigung des frechen Pfaffen? Aber,“ — unterbrach sie sich, „was ist Dir? Du gleichest eben Perkunos, dem Donnergott, wenn er auf schwarzen Wetterwolken einherfährt. Was hat sich begeben? — Rede!“

Er berichtete, schilderte die drohende Haltung der Bauern und wiederholte fast wörtlich die Rede des Schultheißen.

„Was folgt hieraus?“ schloß er. „Daß ich eine verkehrte Bahn eingeschlagen, die niemals zum Ziele führt. Der Schultheiß hat Recht: — im Kampfe mit einem ganzen Volke muß auch der Mächtigste unterliegen. Und ich befehde ein ganzes Volk, dessen Höchstes und Heiligstes der religiöse Glaube, indem

ich auf den Ruinen einer Abtei meine Hausmacht zu gründen trachte. Verderblicher Wahn! Wenn schon die Bauern empört und grimmig aufstehen, bei gerechter Züchtigung eines kühnen Mönches, — was wird geschehen, wenn ich alle Mönche zu Lorsch austreibe und die Stiftsgüter wegnehme? Nein, — die Zeit ist noch nicht gekommen, vorlaute Pfaffen einzusperren, Mönche auszutreiben und Kirchenlande in Fürstenthümer zu verwandeln!"

Die Alte schüttelte mißvergnügt den häßlichen Kopf und in ihren unheimlichen Augen glitzerte ein dämonisches Feuer.

„Wer spricht so? Ist dies Bertolf, der muthige, stolze und tapfere Withing, der also spricht?" stachelte sie. „Wer kann Dir wehren, zu thun mit kluger Vorsicht und mit Gewalt, was Dir gefällt? Wie, — Bauern schrecken Bertolf? Schäme Dich! Die feigen Frömmler wagen nichts, — sie werden sich beugen vor Deiner Stärke, daran hast Du sie ja schon gewöhnt. Seit Jahren verdienst Du ihren Haß und Zorn, — hat es Dir geschadet? Die Einkünfte fast aller Stiftsgüter hast Du an Dich gerafft, bist mächtig und reich geworden, — jetzt schreckt Dich, bei der nahen Krö-

nung Deines kühnen Werkes, ein schimpfender Bauernhaufe?"

„Nein, — das nicht! Dagegen wurde mir klar, daß man nicht schwimmen kann gegen einen reißenden Strom; — der Strom der Zeit aber ist der christliche Glaube, dessen Macht alles ihm Feindselige verschlingt."

„Gut, — schwimme mit dem Strom und werde ein frommer Christ, — ein gläubiger Verehrer des Papstes!" höhnte sie.

„Könnte ich heucheln, — Euer Rath wäre klug und möchte zum erwünschten Ziele führen. Mancher christliche Edelmann wurde Fürst durch Unterdrückung fremder Rechte, durch Beraubung fremder Güter. — Aber, — nichts da, — keine Heuchelei! Mein Knie beugen vor Priestern, die vorgeben, an Gottes Statt Sünden nachzulassen? Ha, — lieber den Tod, als Erniedrigung!"

„So gefällst Du mir, Withing! Stark und stolz! Haß dem Christengott, — Perkunos wird Dir weiter helfen!"

Ein Kammerknecht meldete die Ankunft des Ritters Baldemar von Auerberg.

„Dem gehe ich aus dem Wege, — dem Frömmler!"

sprach die Alte, sich nach einer Seitenthüre wendend. „Er kommt wegen des Mönches. Bertolf, laß Dich nicht bethören!“ warnte sie, unter dem Eingang sich noch einmal umwendend. „Bleibe fest und beharre!“

Und ihre abschreckende Gestalt verschwand im Dunkel eines finsteren Ganges.

Unmuth und Bestürzung im Gesichte, betrat Billungen das Zimmer, grüßte obenhin und erwiederte kaum Bertolfs Händedruck.

„Graf, was macht Ihr da für Sachen?“ fing er sogleich an. „Das ganze Land geräth in Aufruhr. Die zwölf Plagen Aegyptens sind nichts gegen die Pein dieses schrecklichen Bannfluches, der auf uns lastet. Die Frauen weinen und jammern, die Männer fluchen und drohen. Solches Unheil habt Ihr fertig gebracht, durch die Haft des Mönches und Magisters Ermenold.“

„Hört mich einmal ruhig an, bester Nachbar!“ versetzte Bertolf, indem er den erhitzten Baldemar beim Arm faßte und ihn nach einer Bank geleitete. „Erinnert Euch, — verflossenen Herbst warnte ich besagten Ermenold in Eurer Gegenwart, er möge das Predigen gegen mich einstellen, ansonst ihm

Schlimmes begegne. Die Warnung war umsonst, der Mönch beharrt auf seinen Brandreden. Er hetzte die Bauern wider mich auf und beschimpfte meine Ehre. Dies that er abermals in der Kirche zu Auerbach am letzten Sonntage. Nun mag er im Thurm, bei Wasser und Brod, seine Frechheit bereuen."

„Falsch, Graf! Der Mönch hetzte nicht wider Euch, beschimpfte Eure Ehre durchaus nicht. Mit meiner Familie und allem Gesinde bin ich in der Predigt gewesen. Gegen Ungerechte, Diebe, Unterdrücker der Schwachen und Räuber predigte Ermenold. Euer Name wurde nicht genannt."

„Ganz recht, — meinen Namen hat er nicht genannt, allein die Bauern wissen gar wohl, wer unter dem Diebe und Räuber gemeint ist. Ich kenne die umlaufenden Reden der Leute und auch ihre Schadenfreude, wenn der Preuße tüchtig abgekanzelt wird. »Heute ist der Preuße wieder verpfeffert und versalzen worden, sagen sie. Wie schade, daß er nicht zugehört!« — Dieses fortwährende Hetzen der Mönche bringt mich in bösen Ruf, — meine Ehre wird angefochten, mein Name besudelt, — — das muß aufhören!"

„Weit gefehlt! Die Sache wird nur ärger. Das Landvolk ist grimmig und wild, — wahret Euren Leib!"

„Ich fürchte mich nicht!" erwiederte Bertolf mit verächtlichem Lächeln. „Bin stark genug, mit Schwert und Streitaxt tolle Schelme Vernunft zu lehren. — — Und dann, weßhalb der Lärm über die Haft eines Mönches? Werden nicht zuweilen Bischöfe niedergeworfen und in Haft gelegt? Hat nicht vor einigen Jahren Graf Otto von Gülch den Erzbischof von Cöln gar in einen eisernen Käfig gesperrt und selben an einem Thurm aufgehängt? — Uebermüthige Pfaffen sollen gezüchtigt werden."

„Was Ihr da sagt, betrifft einen ganz verschiedenen Fall," erwiederte Billungen. „Wenn ein Bischof in Fehde liegt mit irgend Einem vom Adel, mag es ihm wohl begegnen, eingesperrt zu werden. Wäre Bischof Engelbert bei seinem Meßbuch geblieben und nicht in den Kampf gezogen, der Käfig wäre ihm erspart worden. Und trotzdem, — wie rächte das erbitterte Volk die Gewaltthat gegen seinen Erzbischof? Zu Aachen wurde Graf Johann von Gülch mit seinem Sohne und vierhundert fünf und sechzig Mannen

von dem ergrimmten Volke erschlagen. — Dies merkt Euch, Graf[1])!"

„Sagte schon: — ich fürchte mich nicht! Meine Burg trotzt einer Welt in Waffen."

„Ihr könnt nicht immer hier oben hinter den Mauern sitzen."

„Reite ich, so geben meine tapferen Mannen sicheres Geleite. — Sonderbar, wenn Graf Otto den Bischof einsperrte, der ihn befehdete, so findet Ihr dies Recht, — sperrt aber Graf Bertolf einen Mönch ein, der ihn befehdete, so findet Ihr dies Unrecht!"

„Wie kann Euch der schwache, waffenlose Mönch befehden?"

„Mit seiner Zunge, — schneidiger und schärfer, denn alle Waffen."

„Er gebrauchte die Zunge im Dienste seiner Pflicht," erwiederte Billungen. „Oder wollt Ihr den Mönchen vorschreiben, was sie predigen sollen, und was nicht?"

„Allerdings! Was mich kränkt und ärgert, was mir nicht paßt und nicht gefällt, das sollen die

---

1) Münster, Kosmogr. S. 728. Ausg. v. 1561.

Pfaffen bleiben lassen. Im Stiftslande bin ich Herr, dem auch die Mönche gehorchen müssen."

Billungen machte große Augen.

„Das verstehe ich kaum! Was Ihr da redet, mag in Preußen Sitte und Brauch sein, im deutschen Reiche nicht, — in der ganzen Christenheit nicht. Bischöfe, Pfarrer und Mönche lehren Gottes Wort, und Niemand darf es ihnen wehren."

„Ich will es ihnen wehren auf meinem Gebiete. Ich unterwerfe mich keiner Pfaffenherrschaft."

„Ei, Graf, das klingt fast ketzerisch!"

„Erschrecket nicht, Nachbar!" versetzte lächelnd und einlenkend der Preuße. „In Ehre und Treue will ich es mit dem besten Christen aufnehmen. Ich kann eben nicht anders denken, als ein freier Edelmann denken muß, der jede Knechtschaft haßt."

„Das verstehe ich und es gefällt mir!" erwiederte der ebenso gutmüthige, wie kurzsichtige Baldemar. „Meine Tochter hingegen versteht diese männliche Sprache und Denkweise nicht. Eure That gegen den frommen Norbertiner erfüllt sie mit Abscheu und Schrecken. Ich versprach Euch Editha zum Weibe und halte mein Wort; aber die Zuneigung Edithas kann ich nicht erzwingen, — dies werdet Ihr be-

greifen. Demnach dünkt mir, es sei klug gethan, wenn Ihr bestrebt seid, wohl Achtung und Liebe meiner Tochter zu gewinnen, nicht aber deren Abscheu."

„Ah, — das ist etwas Anderes!" erwiederte der Burggraf, indem er sich erhob und mit sich kämpfend durch das Zimmer schritt. „Berührten Punkt übersah ich vollständig. Wohl gesprochen, Freund Baldemar, — ich danke Euch! Ein Weib nehmen, das mich verabscheut? Nein! — Bin zwar kein Ritter, weiß aber doch, was man Frauen schuldet."

Er trat zur Thüre und rief durch die Vorzimmer. Ein Kammerknecht eilte herbei.

„Löse den Mönch im Thurm und bringe ihn hieher. — Ihr sollt des Mönches Richter sein," wandte er sich an Billungen. „Findet Ihr ihn schuldlos, so sprecht ihn frei. Aber ich fürchte, hochmüthiger Trotz und Starrsinn des Pfaffen werden Euch zwingen, vor Editha meine Gerechtigkeit zu rühmen und ein Verfahren zu vertheidigen, wie es Mannesehre gebot."

Magister Ermenold betrat das Zimmer mit einer tiefen Verbeugung. An dürftige Kost gewöhnt, hatte die Gefangenschaft bei Wasser und Brod ihn nicht

magerer gemacht, wenn dies überhaupt möglich war; denn sein Leib bestand fast nur aus Knochen und Haut. Ebensowenig hatte die Gefangenschaft ihn niedergebeugt oder entmuthigt, — im Gegentheil, eine hohe Freude strahlte aus seinen Augen, und sein bleiches, mildes Angesicht leuchtete und glänzte, wie angehaucht von überirdischem Entzücken. Weit entfernt, seinem Tyrannen mit finsteren Blicken und feindseligem Wesen zu begegnen, begrüßte er ihn mit heiterer Miene, wie einen wohlwollenden Freund.

Waldemar hatte sich erhoben und dem Mönche die Hand gereicht.

„Ich bedauere sehr, Euch in einem Zustande zu treffen, ehrwürdiger Vater, der Euch nicht nur der Freiheit beraubt, sondern auch Unglück und Jammer verhängte über das ganze Stiftsland, — nämlich das Interdict!"

Die hellen Züge Ermenolds überschattete bei dem Worte ein tiefer Schmerz.

„Das Interdict, — entsetzlich!" sprach er. „Viele tausend Seelen des Gottesdienstes und aller Heilsgnaden beraubt, um meinetwillen, der ich ein so großer Sünder bin vor Gott, — wie schrecklich!"

„Nicht um Euretwillen wurde das Interdict ver-

hängt, sondern wegen des Burggrafen Unterfangen, einen schuldlosen Priester in Haft gelegt zu haben."

„Aber ich bin die Ursache, welche den Burggrafen zu einem übereilten, im Sturme des Zornes unternommenen Schritte getrieben. Bin ich auch dem Grafen Bertolf persönlich großen Dank schuldig, so verbittert mir doch der Gedanke an das Interdict jede berechtigte Freude."

Der Burgherr glaubte zu träumen, so sehr überraschte ihn das unbegreifliche Benehmen des Mönches. Statt erwarteter Vorwürfe, übernahm Ermenold beinahe seine Rechtfertigung und erklärte sich ihm zum Danke verpflichtet. Nicht minder setzte ihn des Norbertiners Bescheidenheit und Freundlichkeit in Erstaunen. Würde der Gefangene mit schweren Vorwürfen ihm gegenüber getreten sein, in übermüthiger und trotziger Haltung scharfe Worte gebrauchend, — Bertolf hätte in gleichem Trotze hochfahrenden Sinnes erwiedert. Aber diese demüthige, heitere und liebevolle Art des würdigen Priesters entwaffnete den Burggrafen vollständig. Sogar der Gedanke beschlich ihn, durch Vergewaltigung eines solchen Mannes sich bloßgestellt zu haben.

„Mir dünkt, Mönch, Ihr haltet mich für Euren Wohlthäter?"

„Gewiß, edler Graf!" antwortete Ermenold mit freudig aufleuchtenden Blicken und Mienen. „Gott hat mich Armen gewürdigt, durch Eure Hand, um seines Namens willen, Kerker und Bande zu erdulden, — ein Verdienst und eine Glorie, mehr werth, als die Schätze der ganzen Welt."

„Demnach bekennt Ihr das an mir begangene Unrecht?" frug Bertolf, der nicht genau den Sinn von Ermenolds Rede begriff.

„Verzeiht, edler Graf, ich habe ein Unrecht wider Euch nicht zu bekennen und zu bereuen, weil ich es nicht beging. Meine Pflicht ist es, Gottes Wort zu predigen und zwar, wie der Apostel sagt, sei dies gelegen oder ungelegen. Ich habe gepredigt wider Diebstahl, Raub, Unterdrückung schuldloser Schwachen, — nicht in der Absicht, Irgendjemand zu beleidigen, sondern zu bessern und die genannten Frevel zu verhüten. Erlitt ich deßhalb Kerker und Bande, so erging es mir doch weit glimpflicher, als den heiligen Aposteln, die mit Ruthenstreichen gezüchtigt und schließlich qualvoll getödtet wurden, weil das Wort Gottes den Gewalthabern mißfiel."

„Ah so, — nun begreife ich!“ sagte Bertolf. „Die Prediger des Evangeliums wollen nur Gott gefallen, nicht aber den Gewalthabern. Bin jedoch meinerseits der Ansicht, die Prediger thäten klüger, auf der Kanzel Dinge nicht zu berühren, welche die Gewalthaber ärgern und reizen.“

„Wäre Eure Meinung richtig, edler Graf, dann wäre das Wort Gottes gebunden, stummen Hunden glichen die Prediger und Menschenfurcht hätte die Botschaft des Heiles unterdrückt. Dem einen Gewalthaber mißfiele die Predigt wider Diebstahl und Raub, — dem anderen wider Unmäßigkeit und Ehebruch, — dem anderen wider Meineid und Mord, — dem anderen wider Hoffahrt und Zorn, und so fort, — so daß schließlich die Herrschaft sündiger Leidenschaften Alles überwuchern und die christliche Ordnung umgestürzt würde. Sohin muß die Verkündigung des Wortes Gottes frei sein.“

„Bin gleichen Dafürhaltens!“ bestätigte Herr Baldemar. „Lieber Graf, ich erachte diesen ehrwürdigen Mann so unschuldig, wie ein Kind und meine, Ihr sollet ihn der Haft entledigen.“

„Es mag gelten!“ antwortete Bertolf. „Kehret

nach Lorsch zurück, Mönch, — glaubet aber nicht, daß ich Euer Wohlthäter sein wollte."

„Gefällt es Euch, zu reiten, ehrwürdiger Vater, so steht mein Roß zu Diensten," sagte Billungen.

„Ich danke Eurer Güte! Von hier nach Lorsch ist ja nur eine kleine Stunde."

„Grüßet alle ehrwürdigen Väter und bittet sie, möglichst geschwind das schreckliche Interdict bei Seite zu schaffen."

„Bald werden die Glocken der Abtei das freudige Ereigniß verkünden," erwiederte Magister Ermenold, indem er sich verabschiedete.

„Gott sei Dank!" sprach aufathmend Herr Baldemar, nachdem sich die Thüre hinter dem Mönche geschlossen. „Nachbar, — Nachbar, nur keine solche Streiche mehr!"

„Hab' selber wenig Gefallen daran! Unterlasset nicht, vor Editha mein Thun zu rechtfertigen. — — Nun von etwas Anderem! Doch zuerst Trunk und Imbiß."

Er rief nach dem Diener und gab ihm einen Auftrag. Dann rückte er zwei Stühle an den Tisch, welchen der Kammerknecht mit Wein, Brod, Hirschbraten und geräuchertem Schinken bestellte. Der Graf

füllte die Humpen bis zum Rande und stieß mit seinem Gaste an.

„Im Grunde habt Ihr Ursache, mir zu grollen; denn ich betrieb unseren Ehrenhandel gar zu langsam bisher," hob der Preuße an. „Indessen, glaubt mir, keine Vernachlässigung der übernommenen Fehde trifft mich, — im Gegentheil, seit sechs Monaten habe ich jede Stunde zur Rüstung benützt. Wer mit Starken Fehde anhebt, muß selber stark sein; — ich bin es. Eine tapfere Schaar reisiger Knechte gehorcht meinen Befehlen, — lauter treue Gesellen. Sämmtliche Knechte aus dem Stiftslande habe ich ausgestoßen, weil sie mir nicht verlässig dünkten. Gewölbe und Kammern sind mit Lebensmitteln angefüllt, auf Jahre hinaus eine Umlagerung aushalten zu können; denn solche Streiche will ich auf Worms führen, daß sein Krämervolk laut aufschreit und wohl in blinder Wuth zusammenlauft, mein festes Haus zu berennen. Den neuen Thorthurm werdet Ihr gesehen haben, — ein würdiges Glied im Wehrring. Seine Mauern messen sieben Fuß und trotzen jedem Angriffe."

„Der neue Thurm war überflüssig, — Starkenburg gilt mit Recht für unbezwingbar."

„Es wird auch gegen Worms seinen alten Ruf

bewähren," sprach stolz der Burgherr. „Bald werdet Ihr Neuigkeiten hören. Mein Späher meldet, daß sich die wormser Krämer zur Ausfahrt rüsten. Ich will auf sie niederstoßen, wie ein Falke auf Rebhühner. Die Schufte sollen erfahren, daß man nicht ungestraft Einen vom Adel beschimpft."

„Offen gestanden, Burggraf, der Handel behagt mir nicht ganz! Es mag eine gar blutige und grimmige Fehde werden. Um eines Rosses willen solchen Streit —"

„Nicht um eines Rosses willen," unterbrach ihn Bertolf, „sondern um Eurer Ehre willen. Wiesen Euch die Schelme nicht ab mit Eurer Beschwerde, wie einen rechtslosen Buben? Das sollen sie büßen! Der Uebermuth dieser Lederkrämer und Pfefferhändler soll inne werden, daß sich der Adel nicht beschimpfen läßt, sondern Kraft und Muth besitzt, nach altem Herkommen, mit Lanze und Schwert, sein Recht und seine Ehre zu verfechten."

„Im Grunde habt Ihr nicht Unrecht. Der Adel darf sich von den stolzen Städten nicht unter die Füße treten lassen. Worms mag seinen Uebermuth bereuen."

„Die freie Reichsstadt!" höhnte Bertolf. „So

lange will ich es bedrängen, bis es Euch Genugthuung leistet und die großen Kosten meiner Rüstungen bezahlt. Werde zwar noch manchen Strauß bestehen müssen, — gleichviel! Kampf und Waffenstreit sind des Edelmannes Lust. Will mich weidlich ergötzen und schließlich die schönste, minnereichste Maid heimführen, die jemals mit Lanze und Schwert gewonnen wurde. Burggräfin Editha soll durch Glanz, Schönheit, Reichthum und hohen Rang, ein Gegenstand des Neides für alle ihres Geschlechtes werden."

Die Worte schmeichelten dem Vater. In langen Zügen trank er und stellte den geleerten Humpen kopfnickend auf den Tisch.

„Muß sagen, — was Biederkeit, Treue und Tapferkeit anbelangt, darf sich meine Tochter ihres künftigen Gatten schon rühmen!"

„Anderes nicht zu vergessen, lieber Freund!" versetzte Bertolf mit geheimnißvollem Augenzwinkern. „Im Vertrauen, — glaubt Ihr denn, ich wollte ewig als Klostervogt hier sitzen bleiben? Wie mancher einfache Edelmann brachte es bis zum Grafen, wie mancher Graf zum Fürsten, seit der letzte Hohenstaufe in die Gruft gestiegen, im Reiche die Stärke waltet und kluge Benützung der Umstände den Mu-

thigen belohnt. Nehmet an, die Norbertiner ziehen fort aus Lorsch, — was sich leicht begeben mag, sintemal auch die Benediktiner fortgezogen. Wer hätte mehr Anrecht auf die Stiftslande, als ich, der erbberechtigte Burggraf? Und wenn ich stark genug bin, mein Recht zu vertheidigen gegen Jedermann, wer mag verhindern, daß sich der Grafenreif in einen Fürstenhut verwandelt?"

Herr Baldemar, in dessen Kopf der Weingeist zu herrschen begann, sah den Preußen überrascht an.

„Fürwahr, — ein kühner Gedanke!" rief er aus.

„Dessen Verwirklichung Euch nicht unerwünscht sein kann; denn er macht Eure Tochter zur Fürstin," sagte Bertolf, indem er fortfuhr, seine hochstrebenden Plane in einer Weise zu besprechen, welche den Raub schlau verhüllte und beständig das Recht des Erbgrafen von Starkenburg betonte.

Endlich brach der Gast auf, stark angeheitert in Folge des genossenen Weines und nicht im Zustande jener ruhigen Ueberlegung, welche die Tücke eines listigen Räubers durchschaut.

Auf der Landstraße dahin trabend, hielt plötzlich Herr Baldemar sein Pferd an und lauschte. Von

Lorsch herüber klang feierliches Glockengeläute, das Aufhören des schrecklichen Interdictes verkündend. Auch die Glocken von Heppenheim, Bensheim und Auerbach mischten sich in den Chor der singenden ehernen Zungen. Wie ein Festchoral rauschte das Lied der Glocken über das Land und erweckte allenthalben den freudigsten Jubel.

„Der Burggraf ist doch ein edler Mann!“ sprach der weinselige Billungen. „Den Mönch hat er aufgehoben, weil er glaubte, einen schmähenden Bösewicht strafen zu müssen. Kaum erkannte er jedoch Ermenolds fromme Einfalt, so gab er ihn frei. — — Zwar ist er gar empfindlich im Ehrenpunkte, — will ihn deßhalb nicht schelten, — dieweilen die Ehre für jeden Edelmann das Höchste sein muß. Doch hart ist er und rücksichtslos, wenn es gilt, sein Recht zu wahren. Nun, — wer hat keine Fehler? — An mir handelte er, wie ein ächter Freund, — war über meine Kränkung durch Worms fast noch mehr empört, als ich selbst. Ohne des Grafen Beistand hätte ich den Schimpf einstecken, mich wie einen Rechtslosen müssen behandeln lassen. Nun mögen die Wormser immerhin die sauere Brühe austunken, von ihnen selber eingebrockt. — — Was

jedoch der Burggraf vom möglichen Auszuge der Norbertiner sagte, gefällt mir nicht. Warum sollen sie ausziehen, — Lorsch öde lassen? Was mag wohl dahinter stecken?"

Und fürbaß reitend, verlor sich Herr Waldemar in Gedanken.

Lehrstunden.

Heidolfs kriegerischer Sinn war nicht von Bestand, sein ritterlicher Beruf wurde sogar in ernste Zweifel gezogen, und zwar von ihm selbst. In den ersten Monaten machte er bedeutende Fortschritte in Führung der Waffen; denn er hatte mit jugendlichem Feuer sich geübt. Auch jetzt noch lauschte er aufmerksam den Vorträgen Sighards über Aufgaben und Pflichten des Ritterthums. Allein er konnte das Kloster mit seinem stillen Frieden nicht vergessen. Zuweilen überkam ihn eine sehnsüchtige Wehmuth und ein fast unabwendbarer Drang, nach Lorsch zu eilen und ein frommer Mönch zu werden. Oft saß er stundenlang am Fenster seiner Kammer und sah hinab auf das alte Stift, dessen ragende Thürme ihn zu grüßen und einzuladen schienen. Er gedachte der ehrwürdigen Väter, ihrer Milde und liebevollen Güte,

ihrer Lehren und Mahnungen, die stets nach dem höchsten Ziele wiesen. Jetzt von ihnen geschieden und der Welt angehörend, blickte er mit den Gefühlen der Ehrfurcht und Bewunderung zur strengen Lebensweise und beharrlichen Tapferkeit dieser treuen Ritter Christi empor, die stets kämpfend, beständig in Waffen, das Himmelreich zu erstreiten nicht abließen.

Eitel und nichtssagend, thöricht und kleinlich, erschien ihm fast das weltliche Ritterthum, im Vergleiche zu den geistigen Anstrengungen, zu den Nachtwachen, Gebeten und Entsagungen der Ritter Christi. Kindisch dünkte ihm jetzt sein früheres Träumen von Ritterthaten, seine Sehnsucht nach Abentheuern und blutigem Streit. — Er machte sich Vorwürfe, Hohes um Niederes dahin gegeben zu haben, und oft perlten Thränen der Reue und des Heimwehes nach Mutter Lorsch über seine Wangen. Täglich verrichtete er die im Kloster üblichen Gebete mit großer Andacht, und das zierlich geschriebene Psalterium, von Propst Burkhard zum Andenken ihm geschenkt, gebrauchte er, wie ein Kleinod.

Von dieser Gemüthsstimmung sprach er jedoch niemals ein Wort zu Greifenstein oder zu Editha,

welche fast täglich herüber kam und gewöhnlich den Lehrstunden beiwohnte. Scheinbar ein gelehriger und aufmerksamer Edelknappe, war er innerlich in die rauhe Kutte der Novizen zurückgekehrt.

Seit dem Einzuge des holden Frühlings in das Land, genoß Heidolf den Unterricht im Freien. Etwa tausend Schritte von der Burg Greifenstein entfernt, bedeckte ein grüner Rasenplatz den Kamm des Höhenzuges. Herkömmlich übten sich dort die Edlen von Greifenstein in den Waffen, und auch Heidolf lernte hier die rittermäßige Führung von Lanze, Schwert und Keule, den Gebrauch des Schildes und die Leitung des Rosses. Eine riesige Buche erhob sich in Mitte des vom Hochwalde umgrenzten Planes, ihr schattiges Dach über Sitzbänke ausbreitend, die um ihren mächtigen Stamm liefen. Einige Schritte von der Buche entfernt, wand sich ein vielbetretener Pfad nach Auerberg über den Rasenplatz, bis er sich in dem Waldesdunkel verlor. Gewöhnlich fand Editha den Bruder mit Sighard unter der Buche, wenn sie herüber kam zum Besuche, — und der Ritter schien die Lehrstunden mit Absicht in jene Tageszeit verlegt zu haben, die Editha zu ihren Besuchen wählte. Vor Ankunft der Ersehnten, war

Sighards Vortrag überaus trocken, der Magister nicht selten sogar bis zu einem Grade zerstreut, welcher bewies, daß sein Geist nicht bei dem Gegenstande weile. Unablässig spähte er nach jener Stelle, wo der Pfad im Dämmer des Waldes verschwand. Tauchte dann Edithas helle Gestalt auf, so erglühte Herr Sighard und senkte, wie ein ertappter Schuldiger, den Blick. Mit ritterlichem Anstand empfing und begrüßte er das Edelfräulein, dessen Anmuth und wunderbare Schönheit, wie ein Zauberstab wirkten, den trockenen Magister für den Lehrstoff begeisterten, sogar die Bergeshöhe mit so strahlendem Lichte verklärten, wie es, nach Sighards Empfinden, tausend Sonnen nicht vermochten.

Dasselbe Spiel wiederholte sich heute. Vor Edithas Ankunft hatte der Vortrag keine Schwingen. Kaum aber saß die Herrliche ihm zur Seite, mit einer Handarbeit beschäftigt und der Unterweisung folgend, so flossen die Worte des Lehrers beseelt und lebendig über dessen beredte Lippen.

„Das Wesen des christlichen Ritterthums liegt schon angedeutet in den Ceremonien der Einkleidung," belehrte Greifenstein. „Der Knappe bereitet sich vor zum Empfange des Ritterschlages durch drei-

tägiges Fasten, Gebet und Bußübungen. In der Frühe des dritten Tages nimmt er ein Bad, das Sinnbild geistiger Reinigung und der Freiheit von allen Lastern. Darauf legt er ein schneeweißes Gewand an, zum Zeichen der Unschuld, und empfängt den heiligen Leib des Herrn. Das weiße Gewand vertauscht er dann mit einem scharlachrothen, die Pflicht andeutend, zur Vertheidigung des Glaubens sein Blut zu vergießen. Die Haare werden ihm abgeschnitten, zum Zeichen ritterlicher Dienstbarkeit, — das heißt, nicht nach persönlicher Neigung oder Abneigung darf er handeln, sondern nach den strengen Satzungen des Ritterthums. Jetzt folgt die Waffenwache, welche darin besteht, daß der Knappe die Nacht vor dem Ritterschlage allein, oder in Gemeinschaft mit seinen Pathen, betend in der Kirche zubringt."

„Wie ernst und bedeutungsvoll dies Alles!" flüsterte Editha leise.

Dennoch vernahm er die Worte und noch wärmer wurde der Ton seiner Unterweisung.

„Kommt die feierliche Stunde der Aufnahme, so begiebt sich der Knappe, in Begleitung von Rittern und Pathen, vor den Altar und überreicht dem

Priester das Schwert zur Weihe. Darauf kniet der Knappe vor jenem Ritter nieder, welcher ihm den Ritterschlag ertheilen soll. Den Ritterschlag kann aber Niemand ertheilen, kein Graf, kein Fürst, kein Herzog, nicht einmal der Kaiser, er sei denn selbst ein Ritter. — Kniet der Knappe vor dem Ritter, so fragt ihn dieser: »In welcher Absicht willst Du Ritter werden? Etwa, um Dich zu bereichern? Um zu ruhen? Um Ehren zu gewinnen, ohne der Ritterschaft Ehre zu machen? Gehe, Du bist dessen nicht würdig!« — Darauf antwortet der Knappe: »Ich bitte um Aufnahme in keiner anderen Absicht, als um Gott, die Religion und die Ritterschaft zu ehren. Dies gelobe ich!« — — Jetzt werden ihm die Sporne angeschnallt, das Panzerhemd, die Kappe werden ihm angelegt, das Schwert umgürtet. So ausgerüstet, kniet er wieder vor dem Ritter. Dieser zieht das Schwert blank und giebt dem Knappen drei Schläge auf die Schulter, indem er spricht: »Im Namen Gottes, im Namen St. Michaels und St. Georgs schlage ich Dich zum Ritter! Sei tapfer, unverzagt und treu!« — Nun erhebt sich der neue Ritter und empfängt von allen gegenwärtigen Rittern den Bruderkuß. Helm, Schild und Lanze werden ihm

überreicht. In voller Rüstung besteigt er das Roß und tummelt es."

„Ueberaus feierliche und sinnvolle Ceremonien!" sagte Editha. „Ich freue mich auf Deinen Ehrentag, mein Bruder!"

Heidolf aber saß gesenkten Hauptes. Er gedachte der Einkleidung der Mönche, wie er sie in der alten Stiftskirche gesehen, und fand Weihe, Beruf und Würde des Ordensmannes weit erhabener.

„Berühren wir kurz die Pflichten und Aufgaben, denen sich jeder Ritter unterziehen muß," fuhr Greifenstein fort, ohne die laue Stimmung seines Schülers zu bemerken. „Des Ritters erste und heiligste Pflicht besteht darin, die Religion und ihre Diener, die Kirche und ihr Eigen zu vertheidigen. Dann folgt die Pflicht der Treue gegen den Kaiser und den Lehensherrn. Ehre und Gelübde verpflichten ihn ferner, die Rechte der Schwachen zu schirmen, Niemand aus Tücke zu beleidigen, kein fremdes Gut sich anzumaßen und nicht zu gestatten, daß Raub und Gewaltthat von Starken gegen Schwache geübt werde."

Hier unterbrach des Knappen lebhafter Aufblick den Lehrenden.

„Du willst eine Frage stellen?“

„Wenn Ihr es gestattet,“ antwortete Heidolf. „Ihr saget, jeder Ritter sei verpflichtet, Raub und Gewaltthat gegen Schwache zu verhindern; — warum lasset Ihr geschehen, daß Burggraf Bertolf wormser Kaufleute niederwirft, beraubt und in Haft legt?“

„Dies wäre geschehen?“ frug Sighard überrascht.

„Ja, — vorgestern! Thorwart Arnold erzählte mir heute, der Burggraf sei vorgestern mit fünf und zwanzig Helmen ausgeritten, habe zehn Wormser gefangen und deren Güter genommen.“

„Schmachvoll!“ stieß Greifenstein entrüstet hervor.

„Bertolf ist ein Schandfleck des Adels, sein wüstes Treiben beschimpft den ganzen Gau,“ zürnte Editha. „Was mich noch besonders drückt und beschämt, ist meines Vaters Eingenommenheit und Freundschaft für einen solchen Menschen.“

„Euer Vater durchschaut den argen Mann nicht, vermeint an ihm einen treuen Rechtshelfer gefunden zu haben,“ entschuldigte Sighard. „Genau betrachtet, wäre diese heillose Fehde gar nicht entstanden, ohne Bertolfs tückisches Hetzen und Schüren.“

Sie nickte beistimmend mit dem Haupte.

„Wie hättet Ihr nun den Raub verhindern können?" frug Heidolf. „Hättet Ihr gegen den Grafen und seine fünf und zwanzig Helme ausziehen müssen?"

„Das Ritterthum verpflichtet keineswegs zu Unmöglichkeiten," entgegnete Greifenstein. „Indessen — hätte ich von der beabsichtigten Gewaltthat gewußt, oder wäre zufällig den Straßenräubern begegnet, nichts hätte mich abgehalten, nach besten Kräften dem Frevel zu wehren; denn kein guter Ritter zählt die Feinde."

„Einer gegen sechs und zwanzig?" rief Heidolf, seine großen Augen weit öffnend.

„Allerdings, mein guter Junge! Wer in gerechter Sache das Schwert zieht, steht nie allein, — St. Georg und St. Michael streiten mit ihm," belehrte der gläubige Ritter. „Diene Gott und er wird Dein Helfer sein, — lautet ein Denkspruch. Merke Dir weiter folgende Denksprüche des Ritterthums und präge sie tief Deinem Gedächtnisse ein!"

„Sei dienstwillig gegen Jedermann und scheue den Hochmuth!"

„Schmeichle nicht!"

„Verrathe kein Geheimniß!"

„Zeige Dich offen und ehrlich im Reden und Handeln!“

„Halte Dein Wort heilig!“

„Unterstütze Arme und Waisen!“

„Wer Gutes und Böses nicht zu ertragen weiß, dem gebühret nicht große Ehre.“

„Ein guter Ritter muß laut schlagen und leise reden, ist der Erste beim Kampfe und der Letzte im Rathe.“

Des Ritters höchste Zierde ist Bescheidenheit, seine größte Schmach Feigheit und Treubruch.“

„Wer Treue bricht, wird als Ehrloser aus der Ritterschaft gestoßen.“

„Den Kampf anlangend,“ fuhr Greifenstein fort, „so merke Dir, daß ritterliche Großmuth verbietet, gegen eine Minderzahl oder schlechter Bewaffnete zu streiten. Ein Roß zu verwunden beim Kampfe, gilt als Feigheit und Schmach. — Ueberwunden im Streite, oder unfähig gemacht, den Kampf mit Erfolg weiter zu führen, übergiebt sich der Ritter zur Haft. Wird er auf Ehrenwort entlassen und stellt sich nicht zur festgesetzten Zeit, oder zahlt nicht das verabredete Lösegeld, — so wird er der Ehre und Ritterwürde baar. — Für heute genug! Allzu lange

stellten wir der Langmuth Deiner Fräulein Schwester eine harte Probe," wandte er sich lächelnd an Editha.

„Gewiß nicht, Herr Sighard!" entgegnete sie. „Der Gegenstand fesselte mich angenehm. Ich darf wohl sagen, daß ich Euren Lehrworten gerne lausche. — Was kommt morgen an die Reihe?"

„Die ritterliche Pflicht des Frauendienstes," antwortete er, seinen männlich klaren Blick in ihr strahlendes Auge versenkend.

„Ueberaus anziehend!" sprach sie. „Ich werde morgen pünktlich hier sein, die Unterweisung zu hören."

Sie erhoben sich und schritten nach der Burg.

„Woher stammen die Satzungen für die Ritterschaft?" frug Editha. „Wer hat sie festgestellt und hiezu verpflichtet? Ich finde eine große Zartheit in diesen Regeln, namentlich in der Aufnahme des Knappen eine fast priesterliche Weihe. Alle Pflichten athmen einen dermaßen erhabenen Geist, daß sie von einem heiligen Manne in der Klosterzelle erdacht zu sein scheinen."

„Eure Auffassung ist ganz richtig und erweckt meine Bewunderung für die Schärfe Eures Urtheils,"

erwiederte Greifenstein. „Das christliche Ritterthum ist ein Kind unserer heiligen Mutter, der Kirche. Sie hat sich der Kriegslust und des Thatendranges des Adels bemächtigt und rohe Kräfte in geregelte Bahnen geleitet. Sie hat das Waffenwerk gereinigt und vergeistigt, indem sie es sittigenden und erhabenen Gesetzen unterwarf. Sie heiligt die Aufnahme in den Ritterstand durch ihre Segnungen und Gebete, und weist der Manneskraft durch religiöse Vorschriften eine feste Bahn. Ohne diesen leitenden und adelnden Geist der Kirche, müßte sich die ungestüme Schlaglust verirren auf abschüssige Wege der Gewaltthat und barbarischer Grausamkeit. Indem unsere Mutter alle geistigen und körperlichen Fähigkeiten des Edelmannes dem Willen Gottes dienstbar machte, gab sie dem Ritterstande eine religiöse Grundlage, einen gewissen geistlichen Charakter, der allerdings, wie Ihr richtig bemerkt habt, an das Priesterthum streift. Darum kann auch nur ein guter Christ ein ächter Ritter sein."

„Wie belehrend Ihr auch über diesen Gegenstand zu sprechen wißt!" sprach sie, mit aufrichtiger Bewunderung zu ihm emporblickend.

„Erinnerungen aus der Klosterschule," erwiederte er lächelnd.

Sie betraten den Burghof. Mutter Hildegard empfing Editha mit großer Herzlichkeit. Bis zur Abenddämmerung verweilte sie zu Greifenstein und wurde dann eine weite Strecke von Hildegard und ihrem Sohne gegen Auerberg geleitet. Und was Hildegard längst bemerkte, fand sie heute abermals bestätigt: — eine wachsende und tiefe Neigung Sighards zu Editha, die in gleichem Maße erwiedert zu werden schien.

Am nächsten Tage saßen Lehrer und Schüler, wie gewöhnlich unter der Buche. Die Luft war schwül heute. Um das Haupt des Melibokus zogen Wetterwolken zusammen. Ueber den bewaldeten und tiefen Thälern des Odenwaldes lagen düstere Schatten. Zuweilen dröhnten aus der Ferne dumpfe Donnerschläge, wie Vorboten nahenden Unheiles.

Editha beugte ihr schönes Haupt tief herab zur Arbeit, ihre Wangen erglühten ungewöhnlich und ihr Mund lächelte; denn sie vernahm zartsinnige Lehren und Pflichten ritterlichen Frauendienstes.

„Wie Magister Gerbod aus Tacitus und anderen Geschichtschreibern nachwies, schmachteten im

Alterthum die Frauen unter des Mannes roher Gewalt," belehrte Sighard. „Heidnische Frauen waren nicht viel besser, als Sklavinen. Aus dieser Erniedrigung erhob das Christenthum die Frauen zu jener Höhe von Achtung und Würde, die ihnen gebührt. Heute lautet der Wahlspruch des Ritterthums: »Ehre den Frauen!« Jedem guten Ritter sind Reinheit und Schönheit der Frauen der Inbegriff alles Hohen und Adeligen. Einen lichten Glanz verbreitet minniglicher Frauendienst über Höfe, Turniere, Minnesang und das ganze Ritterwesen. Edle Frauenminne begeistert den Recken zu kühnen Thaten, stählt seine Kraft und Ausdauer bei den schwierigsten Unternehmungen. Allgemein wird lautere Minne betrachtet und geschätzt als eine Wohlthat des Himmels, als die belebende Seele jeder geselligen Tugend, als süßer Sporn zu ruhmvollen Thaten, als Vollendung des Ritterlebens. Frauen zu schirmen, für deren Recht und Ehre mit dem letzten Blutstropfen einzustehen, ist strenge Pflicht jedes Ritters. Bei Turnieren und Kämpfen trägt er die Farben seiner Dame am Helme, und alle Ehren, die er gewinnt, sind ihr geweiht. Der Sieger bei den Waffenspielen wählt zur Königin des Festes die Erkorene seines Herzens, damit

sie Huldigung empfange und Siegespreise vertheile. In ihrem Dienste zieht er auf Abentheuer, bekämpft Räuber, schirmt Bedrohte und hilft Unterdrückten zum Rechte. Keine Mühsal dünkt ihm zu groß, kein Unternehmen zu gefährlich; denn Alles verklärt das Glück der Minne."

„Wenn aber eine Dame von ihrem Ritter Böses fordert, wie mag er gehorchen und doch ein guter Christ bleiben?" wandte Heidolf ein.

„Das ist unmöglich!" antwortete Sighard. „Kann die Sonne dunkel glänzen, die Lilie widerlichen Duft verbreiten? Ebenso unmöglich kann edle Weiblichkeit Schlimmes begehren; denn nur der Reinen, Hochsinnigen, an Leib und Seele Untadelhaften, darf ein Ritter seine Dienste weihen."

„Ihr stellt die Frauen hoch, Herr Sighard!" sprach Editha. „An Leib und Seele untadelhaft, — wie die Sonne rein, — Lilienduft an Hochsinnigkeit und Tugend; — wo findet sich unter Frauen solche Vollkommenheit?"

„Bei jenen nicht, die sich dafür halten," antwortete er. „Genannte Vorzüge glänzen nur auf dem Goldgrunde der Demuth. Schönheit selber würde häßlich, kleidete sich dieselbe in aufgeblasenen Dünkel.

Daraus folgt, daß Geringschätzung des eigenen Selbst die Vorbedingung aller Frauenwürde ist. Indem Ihr genannte Vorzüge allen Frauen abgesprochen, so beweist dies, — verzeiht meinen kühnen Schluß, — daß Euch Demuth ziert."

Hornstöße von der Burg herüber verkündeten das Nahen fremder Gäste.

„Gehe, Heidolf, forsche, wer kommt und melde es mir sogleich, wenn meine Gegenwart nöthig ist."

Der Knappe eilte nach der Veste.

„Meine Aufrichtigkeit hat doch nicht verdrossen, Editha?"

„Nein; denn Euer Schluß war falsch. Wer sich gering schätzt, im Bewußtsein gar vieler Mängel und Fehler, dünkt mir nicht demüthig, sondern wahrhaft."

„Eure Worte bestätigen nur mein Urtheil," sprach er, mit leuchtenden Augen Editha betrachtend, die in strahlender Schönheit vor ihm saß. „Eure Mängel, — nun! Erlaubt auch mir, ohne Schmeichelei wahrhaft zu sein, — Eure Mängel sind von solcher Art und Beschaffenheit, daß sie die Feigheit selber zu hohen Thaten begeistern. Gerade in der Anregung für das Gute und Große liegt ja die erhabene Bedeutung der

Frauenwürde, und diese Anregungen sind nicht selten. Bei der Heerfahrt nach Böhmen lernte ich manchen Recken kennen, und auch Ansichten und Meinungen, die sich widersprachen und bestritten. Doch sämmtliche Ritter waren einig in dem Glauben, daß Frauenminne und Frauentugend an den grimmigsten Degen Wunder wirke, daß sie Wölfe in Lämmer und Adler in sanfte Tauben wandle. Zur Frömmigkeit und rechten Lebensart gelange der wildeste Degen durch Anmuth und Schönheit der Frauen. Mit manchen Beispielen belegten meine Heergesellen diese Thatsache, — höret hievon nur eines! — Ein fehdesüchtiger Graf, stets im Bügel und nach blutigem Streite lüstern, warb um ein Fräulein. Sie stellte ihm die Aufgabe, allen Raufhändeln für immer zu entsagen, nach Ritterpflicht Wanderer zu schützen, Hilflose und Schwache gegen Gewaltthat zu schirmen, die argen Feinde in sich selber zu bezwingen, dann nach einem Jahre wieder zu kehren mit der Meldung seiner Thaten. Er übernahm die schwierige Aufgabe, entsagte seinem gewaltthätigen Sinn, und gestählt und begeistert durch den Gedanken an die Huld der Bewunderten, vollbrachte er manches löbliche Werk im Dienste der Nächstenliebe. Nach Verlauf des Jahres

kehrte er zurück. Sie überzeugte sich von des Grafen Sinnesänderung und beglückte ihn durch ihre Hand. — Solche Beispiele erzählten meine Heergesellen nicht wenige und alle überzeugten mich von dem erhabenen Berufe edler Weiblichkeit. — — Dieser Dinge gedenke ich, Editha, bei Betrachtung Eurer vorgeblichen Mängel, die leicht bereden, um den Lohn Eurer Huld das gefährlichste Abentheuer zu bestehen."

„Und ich fände es nicht nach meinem Sinn, gefährliche Abentheuer aufzugeben, — noch weniger, gegen bestandene Abentheuer meine Gunst zu vergeben," erwiederte sie. „Mir dünkt es thöricht, Jene Gefahren auszusetzen, die man hochschätzt."

„Würde Eure Hochschätzung einen Mann beglücken, der in thatloser Ruhe daheim sitzt?"

„So wenig, wie einen stets fahrenden, rastlos irrenden Degen," antwortete sie. „Schätzenswerth ist, wer in seinem Berufe in Treue beharrt, eifrig bestrebt, die Pflichten seines Standes zu erfüllen."

„Dann beklage ich mein hartes Geschick, Editha!"

„Weßhalb?"

„Euch mißfallen zu müssen."

Sie blickte ihn betroffen an.

„Ich hätte Euch mein Mißfallen ausgesprochen, Herr Sighard?“

„Genau betrachtet, — ja! Ihr könnt nur jenen Mann achten, der in seinem Wirkungskreise thätig beharrt; — wo ist mein Wirkungskreis? Ich habe keinen. Ein Faulenzer bin ich, ein Müßiggänger, mit Recht Eurer Achtung unwerth.“

Wie leises Herzeleid klang es aus dem Tone seiner letzten Worte.

Editha ließ die Arbeit ruhen, richtete sich befremdet hoch auf und sah aus lichten Augen auf die gedrückte Hünengestalt des Recken, der neben ihr saß, wie ein zaghafter Knabe.

„Jenen Sighard von Greifenstein, den Ihr eben mit haarsträubendem Unrecht geschildert, kennt die Welt nicht,“ sprach sie. „Einen Faulenzer schmäht Ihr ihn? Die frommen Väter von Lorsch behaupten, Sighard sei Ihr fleißigster, strebsamster Schüler gewesen. Einen Müßiggänger? Das Minnelied besingt den Helden Sighard, dessen starker Arm den Kaiser im Schlachtgewühl schirmte, — jenen Sighard, der ein Schrecken der Böhmen gewesen, — der in Treue allen Pflichten des Ritterstandes genügt, wie dies auch Herr Hartmann von Worms bezeugt.

Wenn nun besagter Degen gegenwärtig im Vaterhause weilt, zur Freude und Wonne der Mutter, und während dieser Ruhepause, neben anderer Thätigkeit, einen unwissenden Jungen belehrt und bildet, — so habt Ihr deßhalb noch lange kein Recht und keinen Grund, ihn einen Faulenzer zu schelten."

Wie Sonnenschein glitt es über Greifensteins Gesicht.

„Ich glaube gar, Ihr habt den Muth, einen Trägen zu vertheidigen, der seit sieben Monaten nichts anderes thut, als essen, trinken, jagen, mit den Waffen spielen und nothdürftig beten!"

„Nur vertheidigen? — Ich bewundere ihn."

„Bewundern? Eia, — adeligste Herrin, Bewunderung ist dreimal verstärkte Achtung, die er auf tausend Meilen weit nicht verdient."

„Giebt es ein Wort, das zehnfach verstärkte Bewunderung ausdrückt, ich darf es in Wahrheit für Den gebrauchen, den Ihr mit Unrecht herabsetzt."

„Ein Wort, — mächtiger, höher, kostbarer, als zehnfache Bewunderung? — Ich wüßte ein solches Wort, Editha!"

„Nun?"

„Liebe!"

Sie senkte den Blick und ein liebliches Erglühen überströmte ihr Angesicht. Er schaute sie an, las in der Schrift ihrer Züge das Bekenntniß ihres Herzens, und ein Taumel der Wonne erfaßte den jungen Mann.

Da lief der Knappe athemlos heran.

„Herr Sighard, — das sind Herren aus Worms, — wollen Euch sprechen. Zwei prächtig gekleidete, gar vornehme Herren, — mit dicken goldenen Ketten um die Schultern, Schwerter mit goldenen Griffen an der Seite, — goldene Sporne an den Füßen, goldene Ringe an den Fingern, goldene Säume an den Gewändern.“

„Alles golden, — fürwahr, so ist es!“ rief Sighard. „Goldener Tag, goldener Wald, goldene Luft, goldener Himmel, goldene Sonne, Alles golden! Und ich stehe mitten in goldenen Träumen, — nein, in goldener Wirklichkeit! — Was hast Du gesagt? Was meinst Du eigentlich, mein goldener Junge?“

Heidolf betrachtete verwundert seinen Meister, dessen ganz eigenthümlich flammende Augen und freudestrahlende Züge ihn in nicht geringes Erstaunen setzten. Auch die Fassung seiner Schwester erschien ihm außerordentlich, ihr Antlitz strahlte in fast erschrecken-

der Schönheit und einen Glanz gewahrte er in ihren Augen, wie er ihn niemals gesehen.

„Es sind zwei Herren da aus Worms, die Euch zu sprechen wünschen," wiederholte der Knappe.

Sighard erhob sich, gab Editha den Arm und schweigend gingen sie nach der Burg.

Waffenbruderschaft.

Mutter Hildegard übte inzwischen die angenehme Pflicht der Gastfreundschaft. Sie hatte die Gäste nach dem Saale geleitet und daselbst bewirthet. Als nun Sighard eintrat, staunten die Fremden sichtlich über die Stattlichkeit des jugendlichen Helden. Vom Tische sich erhebend, beugten sie tief Haupt und Nacken, während Greifenstein mit ungezwungener Freundlichkeit die Gäste willkommen hieß.

Mutter Hildegard, deren weiblicher Scharfsinn Außerordentliches in dem Erscheinen der Fremden erkannte, stand erwartungsvoll und nicht ohne bange Unruhe bei Seite.

„Wir sind Abgesandte des Rathes und der Obrigkeit von Worms an Euch, Herr Ritter!" hob Einer der Unbekannten an. „Mein Begleiter, Paul Schick, Rathsmann und Vorstand der Waffenschmiedezunft,

und ich, Herbert von Windeck, haben in einer höchst wichtigen Angelegenheit mit Eurer Gnaden zu unterhandeln."

Ueber Sighards Angesicht schoß die Gluth freudiger Ueberraschung; denn augenblicklich errieth er den Zweck der Sendung.

„Nehmet Platz, meine werthen Gäste!" sprach er, sich selbst einen Stuhl an den Tisch rückend. „Bin sehr gespannt, den Grund zu erfahren, welcher das mächtige Worms bestimmte, mit einer Botschaft mich zu beehren."

„Eurer Gnaden dürfte die Fehde nicht unbekannt sein, welche Burggraf und Stiftsvogt Bertolf von Starkenburg ohne gerechte Ursache wider Worms erhob," sagte Herbert.

„Ich kenne diesen unritterlichen Span genau," erwiederte Greifenstein.

„In diesem Falle kann ich ohne Umschweife eingehen auf den Inhalt unserer Botschaft," fuhr Windeck fort. „Als vorigen Herbst der Burggraf Fehde angesagt, fahrende Leute aus Worms niederwarf und so den Landfrieden brach, ließ ihn des Kaisers Vogt vor sein Gericht laden. Bertolf jedoch erwiederte trotzig: »Ich stelle mich vor dem Landvogte

nicht. In der gerechten Sache, die ich vertrete, nehme ich nur Recht von meinem Schwert. Selbst der Vorladung des Kaisers würde ich nicht folgen, dieweilen der Adel in Ehrenhändeln über sich einen Herrn nicht kennt.« — Hiebei verharrt der böse Mann und läßt nicht ab, Worms zu schädigen, wie er kann. Da wir nach Schwaben und Franken einen lebhaften Handel treiben und die Landstraße an Starkenburg vorbeiführt, so muß der arge Bedränger höchst lästig fallen. Schon gedachten wir, eine tapfere Schaar gegen Bertolf zu rüsten und sein festes Haus zu stürmen. Davon rieth jedoch ein kriegskundiger Degen ab, weil Starkenburg nicht zu nehmen und der Graf mit Lebensmitteln für lange Zeit wohl versehen wäre. Sohin würde die Fehde ungeheuere Kosten verursachen und schließlich kaum zum erwünschten Ziele führen. Dagegen rieth besagter Mann, Worms möge mit dem edlen Ritter Sighard von Greifenstein Waffenbruderschaft schließen und seiner starken Hut das Geleite fahrender Leute und Kaufmannsgüter anvertrauen. Da Burg Greifenstein ganz nahe bei Starkenburg liege und nicht minder die Landstraße beherrsche, so könne Niemand besser unsere Bürger schützen wider alle Gefährde, als Herr Sighard.

Dieser Rath des klugen Mannes gefiel, und wir haben Vollmacht, im Namen der Obrigkeit von Worms mit Euch, Herr Ritter, zu unterhandeln, falls Ihr gesonnen wäret, vorgeschlagene Waffenbruderschaft einzugehen."

Greifenstein war mit Spannung der Rede gefolgt, wobei sein Angesicht glühte und seine Augen kampfslustig flammten. Dennoch beeilte er sich jetzt nicht mit einer Erklärung, wahrscheinlich bestimmt durch das Verhalten seiner Mutter. Frau Hildegard fand in einer Fehde mit dem Grafen eine große Gefahr für ihren Sohn, dessen Verlust ihr geängstigtes Gemüth stets fürchtete. Merkmale des Schreckens traten in ihre bleichen Züge und sie berieth Sighard durch lebhafte und eindringliche Zeichen, den Antrag abzulehnen.

„Zunächst meinen Dank für das Vertrauen der freien Reichsstadt Worms in meine Bereitwilligkeit, der gerechten Sache zu dienen," sprach er jetzt. „Allein der gute Wille genügt hier nicht. Graf Bertolf reitet mit mehr, als dreißig Helmen in den Streit, — mir folgt nur ein Knappe und ein reisiger Knecht. Obwohl ein guter Degen den Feind nicht zählen darf, so es gilt, das Recht zu schirmen, ich selbst

auch, im Falle der Noth, nicht anstehen würde, mit dreißig und mehr Räubern den Kampf zu bestehen, so wäre es dennoch tollkühn, gegen solche Uebermacht sich zu verpflichten."

„So ist es nicht gemeint, Herr Ritter!" sagte Paul Schick. „Meine Zunft stellt Euch waffenkundige, streitbare und wohl berittene Reisige, so viele Ihr wollt."

„Den Unterhalt der Waffenknechte übernimmt natürlich die Stadt," ergänzte Herbert.

„Außerdem wäre unsere Stadt gerne bereit, auf die Dauer der Waffenbruderschaft Euch hundert Pfund wormser Heller zu zahlen," sagte Schick.

Die angebotene Summe mußte nach den damaligen Geldverhältnissen sehr bedeutend sein; denn sichtlich überraschte den Burgherrn das Angebot.

„Auch ist Worms erbötig, jede andere Bedingung einzugehen, die Ihr mit Fug stellen möget," erklärte Windeck. „Offen sei's gestanden und ohne Schmeichelei, unsere Stadt wäre stolz darauf, ihre gerechte Sache durch einen Kämpen verfochten und geschirmt zu wissen, dessen kühner Heldenmuth und ritterliche Thaten reichsbekannt sind. Der Rath geht von der Ansicht aus, es möchte sein Vorschlag Euch gerade

nicht unliebsam erscheinen, sintemal das Ritterthum verpflichtet, zur Vertheidigung des Rechtes und kein Edelmann den Ritterpflichten bereitwilliger Genüge leistet, als Herr Sighard von Greifenstein."

Die letzten Worte entschieden.

„Wenn Ihr bei Pflicht und Ehre mich packt, wie kann ich die Vertretung einer gerechten Sache von der Hand weisen?" versetzte Greifenstein. — „Für welche Frist soll die Waffenbruderschaft gelten?"

„Vorläufig bis November dieses Jahres," antwortete Windeck. „Wird die Fehde inzwischen beigelegt, so löst Worms dennoch die übernommenen Verbindlichkeiten."

„Habt Ihr Grund, eine Beilegung der Fehde zu hoffen, ohne des Preußen unersättliche Raubgier befriedigt zu haben?"

„Wir haben allerdings einen sehr starken Grund," antwortete Paul Schick, nachdem er einen Blick des Einverständnisses mit Herbert gewechselt. „Im Vertrauen auf Eure Verschwiegenheit, Herr Ritter, sei es gesagt, daß wir bereits vor einigen Wochen einen Boten mit schriftlicher Beschwerde an den Kaiserhof sandten."

„Dies war klug, — sehr klug!" rühmte Greifenstein.

„Zugleich setzten wir uns mit den Norbertinern von Lorsch, die namenlose Drangsale von dem Stiftsvogte erdulden müssen, in Verbindung," fuhr der Zunftmeister fort. „Auch die genannten Mönche verfaßten eine Beschwerdeschrift, mit einer langen Reihe fast unglaublicher Gewaltthaten und Bosheiten von Seite des Preußen Bertolf. Unser Bote überreichte zugleich die Schrift der Norbertiner dem Kaiser. Gestern gelangte die frohe Kunde nach Worms, Rudolph von Habsburg werde noch in diesem Jahre an den Rhein kommen."

„Natürlich, — zweifelt nicht!" rief Sighard hocherfreut. „Der fromme Held und höchste Schirmherr des Rechtes wird nicht säumen, diese preußische Pestbeule aus dem Leibe des deutschen Reiches heraus zu schneiden. — — Meine Freunde, ich nehme die Waffenbruderschaft an und habe keine weiteren Bedingungen zu stellen. Zwölf auserlesene und tapfere, in den Waffen geübte und gut berittene Reisigen finden Platz in meinem Hause, — sie genügen. Gehen wir nach meiner Kammer, den Vertrag fest zu machen und zu verbriefen."

In großer Bestürzung begab sich Frau Hildegard nach ihrem Zimmer und berichtete Editha das Ereigniß.

„Mein Gott, welch ein Unglück!“ schloß sie händeringend die traurige Mär. „Nun werde ich auch mein letztes Kind verlieren. Vier Kindern mußte ich in das frühe Grab sehen, — von fünf hoffnungsvollen Söhnen hat einzig meinen Sighard der grimme Tod verschont, — nun wird auch ihn diese schreckliche Fehde dahin raffen! O ich Unselige, — ich Jammervolle!“

Sie verhüllte das Angesicht und weinte bitterlich.

Editha vernahm kaum die Klage der schmerzlich bewegten Mutter. Sie stand hoch aufgerichtet, mit weit geöffneten Augen, den Ausdruck einer tiefen Gemüthsbewegung in den reizenden Zügen, und in ihrer Haltung das Gepräge freudigen Stolzes. Selbst ihr goldenes Haar, wie eine leuchtende Fluth über den Rücken hinab fließend, schien feurig zu glänzen, und eine kühne Hoheit schimmerte auf ihrer reinen Stirne. So stand sie eine Weile, den lebhaften Eindrücken des Ungewöhnlichen folgend, bis Hildegards lautes Schluchzen aus ihren Betrachtungen sie weckte. Mit kindlicher Theilnahme nahte sie der Weinenden.

„O meine herzenstraute Mutter Hildegard, klaget nicht! Weinet nicht Thränen des Schmerzes, sondern Thränen der Freude und des Mutterstolzes, einen

solchen Sohn zu besitzen. Bedenket das unermeßliche Vertrauen in die Tüchtigkeit Eures Sohnes, den eine mächtige Reichsstadt um Hilfe und Waffenbruderschaft bittet! Erwäget die glänzende Auszeichnung Sighards, von dem volkreichen, blühenden Worms angerufen zu werden, als Schirmherr seines Rechtes! Muß nicht frohlockendes Hochgefühl Eure Brust schwellen, bei dem Gedanken, einen solchen Heldensohn zu besitzen?"

„Den ich verlieren werde im blutigen, ungleichen Streite mit dem entsetzlichen Burggrafen!" klagte Mutter Hildegard.

„Ihr werdet ihn nicht verlieren, — Gott und St. Georg sind mit ihm!" versicherte Editha. „Für das Recht greift er zum Schwerte, — der Himmel verläßt keinen guten Ritter im heiligen Kampfe. Glaubet mir, Gott selbst ruft Sighard in den Streit, einen Ruchlosen zu strafen, zu stürzen, der hauset in den Stiftslanden, wie ein arger Heide, — der seit langer Zeit ein grausamer Bedrücker der frommen Väter in Lorsch ist, — ein gewissenloser Zwingherr der Schwachen und Wehrlosen, deren bittere Klagen und Thränen täglich zum Himmel aufschreien gegen den Unhold Bertolf. Wie St. Michael gestritten wider den Teufel und St. Georg wider den Drachen,

so erhebt sich Held Sighard, zu streiten gegen Satan Bertolf. — Darum seid ohne Bangen und ohne Zagen! Sünde wär's, an Gottes Beistand zu zweifeln für einen Recken, der einsteht mit seiner ganzen Kraft für Gottes Sache. Glaubet mir," rief sie mit leuchtenden Augen und flammenden Wangen, „alle Heiligen werden ihn schirmen, sein theures Leben behüten, mir nicht minder kostbar, als Euch! Dennoch bin ich ohne Furcht; denn Sighard gehorcht der Pflicht und der Ehre, und wer sich von beiden führen läßt, mit dem ist Gott."

Die Vorstellungen Edithas, getragen und beseelt von Begeisterung und froher Zuversicht, beruhigten endlich die bestürzte Mutter, flößten ihr sogar ähnliche Gefühle ein, so daß sie jetzt nicht ohne mütterliches Selbstbewußtsein das gefahrvolle Unternehmen ihres Sohnes betrachtete.

Inzwischen hatte Sighard das Abkommen verbrieft und die zum Aufbruch drängenden Rathsmannen in den Burghof geleitet, wo sie mit ihren Knechten aufsaßen und nach warmen Händedrücken davon ritten.

Greifenstein kehrte nach seiner Kammer zurück und schrieb einen Brief an den Burggrafen, den er

mit seinem Wappensiegel in Wachs schloß. Dann rief er Heidolf und brachte ihm das Geschehene zum Verständnisse. Und wie Edithas hochsinnige Begeisterung gleichsam ansteckend auf die fassungslose Hildegard gewirkt, so zündete Sighards kriegerisch kühner Geist in dem Knappen. Heidolfs dicker Kopf hob sich immer höher, seine großen Augen blitzten und seine starken Glieder dehnten sich unternehmend.

„Heute sollst Du mir den ersten Knappendienst leisten,“ fuhr Greifenstein fort. „Du wappnest Dich mit Sturmhaube und Harnisch, umgürtest Dein Schwert und reitest hinüber zum Grafen Bertolf. Diesen Brief übergiebst Du ihm mit den Worten: Von meinem Herrn, dem Ritter Sighard von Greifenstein! Hat er den Brief gelesen, so merke Dir genau seine Antwort und bewahre sie treu im Gedächtnisse. — Hast Du Alles wohl begriffen, mein Knappe?“

„Ja, Herr Sighard! Es war Alles viel leichter verständlich, als die Lektionen in der Klosterschule. Werde mir auch des Grafen Worte leichter merken können, als die Aufgaben des Magisters Diemo. Sohin gedenke ich, zu Eurer Zufriedenheit des erhaltenen Auftrages mich zu entledigen.“

„Wohl gesprochen, mein kluger Knappe! Nun spute Dich! Sei vor dem Grafen bescheiden in Deinem Benehmen, ohne Dir jedoch etwas zu vergeben.“

Während Sighard den Knappen unterwies, rüstete man sich auf Starkenburg zur Jagd. Im Schloßhofe standen Bertolfs drei jüngste Söhne, Jagdspeere in den Händen und Armbrüste mit Stahlbogen auf den Schultern. Um sie her kreisten ungeduldig vier Eberfänger, Hunde von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Jagdlustig glühten ihre Augen und ihre Ungeduld gaben sie durch ein tiefes Bellen zu erkennen, das in den Bergen weithin wiederhallte. Sie gehörten zu jenen Hunden, welche Lorsch unterhalten mußte und waren durch einen Knecht heute von dort herauf gebracht worden.

„Warum hast Du nicht den Löwen mitgenommen?“ frug der Jungherr Bruno einen Knecht.

„Der gestrenge Herr Vater verbot es. Der Löwe soll nur gebraucht werden, wenn wir im Tiefthal und in der Teufelsklaue jagen, wo die riesengroßen Eber hausen.“

„Die Hunde werden zu fett im Kloster, und der alte Jörg sagt immer, allzufette Hunde taugen nichts zu Jagd.“

„Es ist wahr, die Hunde stehen gut im Futter, — unsere Reisigen lassen ihnen nichts abgehen,“ erwiederte der Knecht. „Auch unsere Waffengesellen, die im Kloster liegen, werden fett, die Mönche aber so mager und dürr, daß sie fast brennen, — was daher kommen mag, weil Hunden und Reisigen das Fleisch gehört, den frommen Vätern aber die Knochen.“

Die Jungherren lachten.

„Ritter Hans kommt heute wieder nicht vom Humpen,“ sagte Bruno, nach den offenen Fensterbogen einer Halle empor blickend. „Auch unwirsch ist er wieder und grimmig, wie ein gereizter Eber. Hört doch, wie er poltert!“

Man vernahm die rauhe Stimme des Edelmannes, der am Tische saß, vor sich einen gewaltigen Humpen und einen Teller, mit den Resten eines Rehbratens. Neben ihm saßen Beowulf und Bruning, die beiden ältesten Söhne des Grafen. Er selber schritt in der Halle hin und wieder, wobei er sich des Jagdspeeres, wie eines Stockes bediente. Zuweilen blieb er stehen und folgte der Rede Steinbergs. — Sie alle trugen enganliegende Beinkleider und Wämse von Leder, auf den Köpfen schildlose Mützen, geschmückt mit den Federn jagdbarer Vö-

gel, und die Lenden waren umgürtet mit kurzen, zweischneidigen Schwertern.

„Dieses faule Hinliegen will mir nicht länger behagen," rief Hans von Steinberg. „Machen die Wormser nicht bald ernst und ziehen mannhaft heran zum Streite, dann reite ich von hinnen. Weiß Gott, hätte dies schon längst gethan, hielte mich das heiße Begehren nicht fest, mit Sighard eine scharfe Lanze zu brechen. Eine Rippe hatte mir der unholde Geselle eingerannt! — Dazu die Schmach, von dem jungen Laffen aus dem Sattel gehoben zu werden! Und dies Alles soll ich ungerächt verschlucken?"

„Wartet ab, — Ihr sollt befriedigt werden!" entgegnete Bertolf. „Die Fehde wird bald losgehen; denn ungeleitet werden die Wormser ihre Kaufleute nicht fahren lassen. In kurzer Frist mag es Gelegenheiten genug geben, Tapferkeit und kühnen Muth zu bewähren."

„Tapferkeit und kühnen Muth!" — wiederholte verächtlich der Riese. „Stadtratten nieder zu hauen, die in Helm und Harnisch einherreiten, ist fürwahr keine Aufgabe für Tapferkeit und kühnen Muth. Aber mit dem viel besungenen, hoch gefeierten Helden Sighard zu rennen und Schwerthiebe zu wech-

seln, darnach verlange ich sehnlicher, als ein guter Christ nach dem Himmel."

„Greifenstein wird dem Kampfe nicht aus dem Wege gehen," versetzte Bertolf.

„Wie meint Ihr, soll ich ihm eine Herausforderung schicken?"

„Dies nicht, — aus nahe liegenden Gründen!" antwortete Bertolf. „Greifenstein ist nicht blos ein starker Recke und tapferer Degen, sondern auch ein gar frommer Ritter, der niemals gegen die Satzungen des Ritterthums verstößt."

„Ah, — ich verstehe!" rief Hans mit wilden Blicken. „Ein guter Ritter darf ja die Herausforderung eines Ehrlosen und Ausgestoßenen nicht annehmen. Schon gut!"

Eine tiefe Kränkung glitt über Steinbergs rauhes Gesicht, während seine geballten Fäuste auf dem Tische lagen, die Lippen sich zusammen kniffen und die feuersprühenden Augen den Tisch in Brand zu setzen drohten.

„Nur kein Mißverständniß, mein getreuer Waffengeselle!" begütigte der Graf. „Ihr wißt doch, wie ich über Bräuche, Satzungen und Frömmigkeit des Ritterthums denke. Ueberspanntes Zeug! — Allein

Sighard von Greifenstein gehört zu jenen Edlen und Frommen, die in heiliger Zucht bei Pfaffen aufwuchsen, — also muß er sich dem Fastengebote unterwerfen und Euere Herausforderung abweisen. Dagegen bürge ich Euch mit meinem Kopfe für die Gewißheit, daß Ihr bald mit dem Degen unter Umständen zusammentreffen werdet, die ihm erlauben, ihm sogar zur Pflicht machen, mit Euch zu kämpfen. Gleich beim ersten Span mit dem Bürgermeister traft Ihr mit ihm zusammen, — es müßte doch wunderlich hergehen, wenn Gleiches nicht wieder geschähe, zumal wir ihm gleichsam vor der Nase die wormser Truthähne wegfangen."

Steinbergs finsteres Gesicht wurde helle.

„Ihr habt Recht, Graf! Ich glaube gerne und fest an Eure Prophezeiung; denn alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Genau betrachtet, ist Greifenstein sogar schuldig, die wormser Truthähne, wie Ihr sagt, aus den Fängen der starkenburger Falken zu befreien; denn das Ritterthum befiehlt Schutz und Geleite für Schwache."

„Mir käme dies gerade nicht gelegen," murmelte Bertolf in den Bart.

Die Thüre der Halle öffnete sich, und Machol

Ben Baruch erschien unter dem Eingange, derselbe Jude aus Worms, welcher das gestohlene Pferd von Hatto erstanden und an Gerbermeister Werner verkauft hatte. Er trug heute nicht den hornartig gekrümmten Hut auf dem Kopfe, auch nicht das Rad von gelbem Tuch an der Brust, zum Beweise, daß er nicht als Jude erkannt sein wollte, was jedoch, bei näherer Betrachtung seines Gesichtes mit der orientalischen Nase und den verschmitzten Augen, ein vergebliches Bemühen war. Eine Reitpeitsche in der Linken und seine Mütze in der Rechten, erschöpfte sich Machol in tiefen Bücklingen, dem Anscheine nach kaum wagend, die Schwelle zu überschreiten, wobei er nicht unterließ, die Anwesenden in der Halle zu mustern, und die gegenwärtige Stimmung des Burgherrn nach dessen Gesichtszügen zu prüfen.

„Ah, — mein Roßkamm!“ rief Bertolf, beim Anblicke des Juden. „Nur herein, — laß die Kratzfüße, sammt den Rückenkrümmungen bei Seite, — Du weißt, ich mag die Possen nicht leiden, weil sie auf der Goldwage nicht einmal ein Roßhaar aufwiegen.“

„Verzeiht, gnädigster Herr, verzeiht!“ versetzte unterwürfig der Jude, in Anbetracht der stolzen

Sinnesart Bertolfs, noch tiefer sich verbeugend. „Jedem die Ehre, die ihm gebührt! Auf Euern gestrengen Befehl wage ich es, einzutreten.«

„Nun, was bringst Du heute?“

„Mancherlei, gnädigster Herr Graf, — Mancherlei! Euer Knecht hat erworben ein prachtvolles Streitroß, stark wie ein Elephant, schnell wie ein Hirsch, über alle Maßen stattlich, braun von Farbe, mit vier weißen Füßen, ohne jeglichen Fehler, kaum vier Jahre alt. Daneben hat noch erworben Euer Knecht vier hübsche Füchse, junge, wackere, gut gerittene Thiere, für Euer Gestrengen reisige Knechte. Da ich mit Euer Gnaden hab' schon manchen Handel gemacht und Euer Gestrengen zufrieden ist mit meiner Waare, — und weil Euer Gnaden just gerade liegt in höchst gerechtem Streite mit Worms, wobei man braucht tapfere Männer und gute Rosse, — so möchte ich fragen, ob ich machen kann mit dem gnädigsten Herrn Grafen ein Geschäft mit dem Braunen und den Füchsen?“

„Und der Kaufpreis, bester Machol?“

„Der Kaufpreis, — nun, — Euer Gnaden, den Preis wird Euer Knecht gar billig stellen! Nehme fürwahr von meinem gestrengen Herrn nur ganz ge-

ringen Gewinn! Habt Ihr zuerst gesehen die Rosse, dann werden wir einig mit dem Preis."

„Brauchen könnte ich die Pferde schon, — aber das Geld ist knapp, Jude!"

„Das Geld, — nun, das Geld bedeutet wenig. Bin überhaupt nicht gesonnen, Geld zu nehmen von Eurer Gnaden, sondern Geld zu geben."

„Ein Jude, — und Geld geben?" rief Bertolf verwundert. „Bist Du verrückt, Machol?"

„Mit Eurer Gnaden Verlaub, — ganz bei hellen Sinnen! Gestattet, daß sich erklärt Eurer Gestrengen Knecht. — — Ihr habt gewonnen mit der Schärfe des Schwertes drei Lastwagen der Wormser, beladen mit Leder, Tuch und Scharlach. Sollen die Sachen hier liegen in den Gewölben der Burg und verderben? Darum habe ich mir gesagt: — Machol, erhebe dich, reite nach Starkenburg und sei hilfreich dem gnädigsten Grafen, in Silber und Gold zu verwandeln die Kriegsbeute!"

„Ein kluger Gedanke!" rief lachend der Preuße.

„Mich freut, daß Eurer Gestrengen Billigung findet mein kluger Gedanke. Ich selber verstehe zwar nichts von Scharlach und Leder und Tuch, — bin nur Roßkamm. Aber ich kenne einen Mann meines

Volkes, Jodok Ben Sadock geheißen, ansäßig in Heidelberg, der Handel treibt mit genannten Dingen, und der zahlen wird Eurer Gnaden gute Preise."

„Das läßt sich hören! Du kannst den Jodok bringen."

„Und nicht allein kaufen wird Jodok den Scharlach, das Leder, das Tuch, so erbeutet hat Euer Gestrengen, sondern Alles — Alles, was noch in dem Kriege erbeuten wird Euer Gnaden von der gar reichen Stadt Worms."

„Ganz einverstanden, Machol! Reite nach Heidelberg und hole den Jodok."

„Und von dem vielen Gelde, das erhalten wird mein gnädigster Herr von Jodok für Kriegsbeute, möget Ihr nehmen eine Kleinigkeit als Kaufpreis für den Braunen und die Füchse."

„Wir werden Handels einig. Du sollst nicht umsonst mir den Weg gezeigt haben, Krämerwaaren in Gold zu verwandeln."

„Wie hübsch der Jude und der Preuße zusammen passen!" brummte Hans von Steinberg.

„Großmüthig ist Euer Gnaden, ich weiß es!" versetzte mit einer tiefen Verbeugung der Hebräer. „Erlaubt jedoch Eurem Knechte, zu bitten, daß Nie-

mand erfährt, was ausgesonnen Machol Ben Baruch zum Vortheil seines gnädigsten Herrn. Würde das ruchbar in Worms, — an den Galgen käme ich. Und was ich sonst gethan und noch thun will in Eurer Gnaden Dienst, — es darf nichts verrathen werden, — es wäre mein Tod."

„Was fällt Dir ein, Jude?" sprach stirnrunzelnd der Burggraf. „Ich, oder meine Söhne, oder mein getreuer Waffengenosse Steinberg, sollten einen Mann verrathen, der uns dient? Weißt Du nicht, daß schon der bloße Argwohn des Verrathes die Ehre des Edelmannes kränkt?"

„Verzeiht, gnädigster Herr! Kein Argwohn, — nur eine Bitte war's!"

„Aber die Bitte entsprang dem Gedanken an die Möglichkeit, ein Edelmann könne ein Schuft werden, nämlich ein Verräther."

„Der Gott meiner Väter sei mir gnädig!" rief Machol mit trefflich erkünstelter Bestürzung. „Wie konnte denken Euer Knecht gar so schreckliche Sachen? Ein geringer Jüd bin ich, der wohl versteht sein Geschäft, der aber nichts versteht von Bräuchen und Sitten hoher Herren."

„Schon gut! Du hast manche treffliche Dienste

geleistet, weßhalb Dir vergeben sei, von Edelleuten wie ein Jude gedacht zu haben."

„Empfanget den Dank Eures Knechtes, der nicht glauben kann an Verrath, weil er sonst thöricht gewesen wäre, Euer Gestrengen zu dienen."

„Doch, Jude, — Du konntest dennoch so thöricht sein! Du sollst mich weder für verrätherisch, noch für dumm halten. Wisse also, — in meinen Dienst bist Du getreten um des Goldes willen, selbst auf die Gefahr hin, an den Galgen zu kommen. Den Galgen fürchtest Du zwar, liebst aber blanken Gewinn noch weit mehr. Daher Deine Bereitwilligkeit, einem Manne dienstbar zu sein, der, nach Deiner erbärmlichen Ansicht, sogar des Verrathes fähig wäre."

Bis zu den Knieen beugte Machol das Haupt.

„Es ziemt dem Knechte niemals," sprach er kriechend, „seinem Herrn zu widersprechen."

„Diese Sache ist abgethan!" unterbrach ihn mit abwehrender Handbewegung der Graf. „Du hast jedoch von „Mancherlei" gesprochen; — was nun weiter?"

Machol blickte scheu durch die Halle, trat zur Thüre, öffnete dieselbe und spähte durch den Gang, ob nicht ein unberufener Horcher in der Nähe.

Darauf schloß er vorsichtig die Thüre und trat dicht vor den Grafen.

„Noch ein Handel, der mich Galgen und Rad überantwortete, würde kund meine Rede in Worms," hob er mit gedämpfter Stimme an, während die Edelleute am Tische lauschend die Köpfe nach dem Juden reckten. „Ein angesehener und reicher Bürger aus Worms, — Goldschmied ist er, Veit heißt er, — reitet morgen hier vorbei nach Heidelberg. Viel Geld trägt er bei sich für Gold, das er kaufte von Ruben Ben Abraham, einem Kammerknechte des Pfalzgrafen. Und weil er täuschen will Euer Gestrengen, so reitet Veit im Kleide eines Mönches. Glauben soll Euer Gnaden, der da reitet sei ein Franziskaner, ein armer Bruder, der lebt von Almosen gutherziger Leute. Nun, wahrhaftig, — wie gewonnen haben meine Väter Beute von Medaba und Hesebon, so möge nehmen mein Herr Beute von Worms!"

„Zu welcher Stunde reitet der Goldschmied?"

„Morgen in der Frühe, — sobald sich geöffnet haben um fünf Uhr die Thore der Stadt."

„Dank für Deine Kunde, Machol! Wir wollen überlegen, was zu thun ist."

„Nun, — Euer Gestrengen wird nicht entwischen lassen einen goldenen Vogel, der fliegt in Euer Netz.“

„Um mit den Federn des goldenen Vogels Deinen Hut zu schmücken, — nicht wahr, Schelm?“ rief lachend der Graf. „Schon gut! Der bedungene Lohn für Deine Späherdienste soll Dir nicht entgehen. — Vergiß den Braunen nicht, die Füchse und den Jodok. Bringe Alles zusammen in den nächsten Tagen hieher. — Bruning,“ wandte er sich an seinen Sohn, „führe unseren Roßkamm in die Gesindestube und laß ihm vorsetzen, was er essen und trinken darf.“

Unter steten Verbeugungen, rücklings gehend, verschwand Machol Ben Baruch aus der Halle.

Steinberg folgte bisher den Verhandlungen zwischen Bertolf und Machol in der Haltung eines Mannes, der von seinem erhabenen Standpunkte geringschätzend auf niederes Treiben herab sieht. Jetzt schob er den Humpen zwischen beiden Händen auf dem Tische hin und her, indeß ein Lächeln der Verachtung und des Aergers sein rauhes Gesicht gerade nicht angenehm belebte.

„Eine hübsche Fehde!“ höhnte er. „Statt Lanzen

und Schwerter, schicken uns die verdammten Wormser — — Kutten und Rosenkränze."

„Wie meint Ihr, Freund Hans?"

„Ich meine, Ihr sollt morgen Eppo schicken, den einarmigen Knecht, einen feigen Buben abzufangen, der in eine Mönchskutte sich verkriecht."

„Natürlich können wir wegen einer solchen Kleinigkeit keinen Fuß in den Bügel setzen," erwiederte Bertolf. „Ich werde zwei Knechte schicken, den goldenen Veit aufzuheben."

„Eine verzweifelt langweilige Fehde!" zürnte Hans. „Will es gar nicht zum Schlagen kommen? Hätte Lust, nach Worms zu reiten und die feigen Memmen zu prügeln."

Abermals öffnete sich die Thüre. Bruning betrat mit Heidolf die Halle. Der Knappe verbeugte sich stumm, nahte dem Grafen und übergab ihm den Brief.

„Von meinem Herrn, dem Ritter Sighard von Greifenstein."

Bei den Worten saß Steinberg lauernd, mit glühenden Augen, wie ein Löwe, der nahen Kampf wittert. Beowulf und Bruning betrachteten neugierig den trefflich bewehrten Knappen, der in anständiger

und erwartungsvoller Haltung vor dem Grafen stand. Dieser öffnete das Schreiben, betrachtete die zierlich geschriebenen Buchstaben, wandte das Pergament hin und her, und sah schließlich, wie Beistand suchend, nach seinem herkulischen Waffengenossen hinüber.

„Könnt Ihr das Ding enträthseln, Freund Steinberg?“

Hans nahm den Brief in seine plumpen Hände, belugte die Schrift mit der Grimasse eines vorwitzigen Affen, zuckte die Achseln und gab das Schreiben zurück.

„Verstehe nur die Zeichen meines Schwertes, die Striche meiner Lanze und die Punkte meines Streitkolbens,“ sprach er. „Lesen und Schreiben ist Sache der Mönche.“

„Wißt Ihr, Knappe, was in dem Briefe geschrieben steht?“ frug Bertolf.

„Nein, Herr Graf! Ich bin jedoch gerne bereit, mit Eurer Erlaubniß das Schreiben zu lesen.“

„Richtig, — seid ja Klosterschüler in Lorsch gewesen! Habt demnach die Gefälligkeit, uns mit Eurer Kunst aus der Verlegenheit zu helfen.“

Heidolf las:

„Ich Sighard von Greifensteinn bekenne und

thue kund mit diesem Briefe dem Klostervogte Bertolf von Lorsch und Burggrafen von Starkenburg, daß ich ein Waffenbruder und Freund des Rathes und der Bürger von Worms geworden bin und sein soll, bis auf nächste Allerheiligen, in allen rechtmäßigen Sachen, wider ihren Feind, den genannten Burggrafen Bertolf. Unter meinem Geleite werden die Bürger von Worms auf der Landstraße fahren, soweit sich erstreckt das Gebiet und die Gewalt des Burggrafen, und will ich mit besten Kräften und mit Beihilfe der Reisigen von Worms jegliche Gewaltthat und Gefährde abwenden von meinen Freunden, genannten Bürgern aus Worms, damit sie ungeschoren reisen mögen, ohne Beraubung ihres Eigenthums und ohne Vergewaltigung ihrer Person."

Der Inhalt des Briefes brachte sehr lebhafte und ganz entgegengesetzte Eindrücke hervor. Im Gesicht des Grafen malte sich Erstaunen und ein Mißmuth, der an Bestürzung streifte. Einige Male strich er mit der flachen Hand über das kurz geschorene, gleich Borsten empor stehende Hauptthaar, wie er bei großer Verlegenheit zu thun pflegte. Dann legte er beide Hände an den Rücken und sah in ernstem Schweigen vor sich hin.

Auf Hans von Steinberg übte das Schreiben eine Wirkung, die an Berauschung grenzte. Er verzog das breite Gesicht zu einem rauhen Lachen, nickte beifällig mit dem Kopfe, und aus seinen Augen blitzte eine wilde Freude. Kaum vermochte er, seine stürmische Gemüthsbewegung zu bändigen, und die Erwiederung des Grafen abzuwarten. Dieser hob jetzt das gesenkte Haupt und ließ den unheimlich funkelnden Blick auf dem Knappen ruhen.

„Meldet Eurem Herrn, ich hätte mit Unmuth die Kunde vernommen, daß er, Ritter Sighard von Greifenstein, mit dem stolzen Worms, das hochmüthig auf den Adel herab sieht, Waffenbruderschaft geschlossen. Ich hätte vielmehr von einem so gepriesenen Degen erwartet, er werde sein gutes Schwert in die Wagschale des Rechtes und der Ehre legen, die ich zu vertheidigen unternommen habe."

„Eure Worte, Herr Graf, werde ich meinem Ritter genau wiedergeben," sagte Heidolf, indem er sich anschickte, mit einer Verbeugung die Halle zu verlassen.

„Halt, Knappe, — halt, Herzensjunge!" rief Hans emporspringend. „Auch ich habe eine Meldung an Euern Herrn! Höret an und merkt auf meine

Rede! — — Ich, Hans von Steinberg, den Herr Sighard im lorscher Walde aus dem Sattel gehoben, freue mich gar sehr und brenne vor Ungeduld, die Scharte auszuwetzen. Meldet ihm ferner, morgen frühe, wenn die Mönche zur Prim in die Mette gehen, werde ich im lorscher Walde einen fahrenden Wormser aufheben. Der tapfere Ritter Sighard möge daher nicht säumen und einstehen mit seiner Lanze für seine Schützlinge. An der großen Carlseiche, wo der Seitenweg von der Landstraße nach Starkenburg führt, erwarte ich ihn. Sagt ihm, erscheine er nicht, so betrachte ich sein Ausbleiben als einen Geleitsbruch, wenn nicht gar als ein Zeichen von Feigheit. — Habt Ihr mich verstanden, Knappe?"

„Sehr wohl, Hans von Steinberg! Euer Auftrag soll meinem Herrn pünktlich ausgerichtet werden."

Heidolf verbeugte sich und schritt aus der Halle.

„Was habt Ihr da gemacht?" wandte sich Bertolf im Tone des Vorwurfs an Steinberg.

„Habt's ja gehört, Graf! Ha, — ha! Nun wird's lustig! Ich selbst werde morgen den fahrenden Goldschmied aufheben, den Schelm Euch in das Verließ und seine Goldfüchse in Euren Kasten liefern."

„Wenn Euch aber Degen Sighard zum zweiten Male aus dem Sattel hebt? Was dann?“

„Zum zweiten Male? Ha, — ha! Ihr redet fast thöricht, Graf! Meinen neuen Lanzenschaft habt Ihr doch gesehen, — einen jungen, fußdicken Eschenstamm! Aus dem Sattel muß der Heldenjunge, und wäre er mit seinem Streithengste zusammengewachsen.“

„Langsam, Freund, nur langsam!“ versetzte Bertolf bedenklich. „Greifenstein galt bei der Heerfahrt nach Böhmen als eine der besten Lanzen, — seht Euch wohl vor!“

„Ich glaube gar, Ihr habt Angst, Graf?“

„Das Wort kenne ich wohl, nicht aber die Empfindung, Hans von Steinberg!“ versetzte stolz der Burgherr. „Dagegen bin ich nicht gesonnen, um ritterlicher Bräuche willen einen bedeutenden Gewinn fahren zu lassen. — Ich werde meine Vorkehrungen treffen.“

„Falls ich abermals aus dem Sattel geworfen werden sollte,“ ergänzte lachend der Riese. „Demzufolge rathe ich Euch, selber aufzusitzen und mit dem Recken Sighard zu streiten.“

„Dies werde ich bleiben lassen,“ erwiederte Bertolf kurz.

„Doch nicht aus Furcht, lieber Graf?“ neckte Hans.

Der Stiftsvogt schritt zwei Male durch die Halle und blieb jetzt vor Steinberg stehen.

„Zur Verhütung aller Mißverständnisse, will ich Euch etwas vertrauen,“ sprach er. „In verflossener Nacht erhielt meine Mutter von den Ueberirdischen folgenden Spruch: »Deinem Sohne und Deinen Enkeln droht Verderben im Streite mit Sighard von Greifenstein.« — Versteht Ihr nun mein Verhalten?“

„Nein, durchaus nicht! Was kümmern Euch die Sprüche eines alten Weibes? Meinethalben mag sie eine Seherin oder Hexe sein, — wenn's jedoch ritterliche Fehde gilt, so muß auch der Teufel sein Maul halten.“

„Ihr verlacht und scheltet Dinge, Freund Hans, die Ihr nicht kennt!“ antwortete tief ernst der Graf. „Auch mir klang der Spruch etwas absonderlich, zumal ich ein feindliches Begegnen mit Greifenstein nicht für möglich hielt. Nun gibt die eben vernommene Botschaft Zeugniß, für die Wahrheit des Spruches.“

„Meinethalben, — thut, was Ihr nicht lassen

könnt!" sagte Hans, indem er sich erhob und nach seinem Jagdspeere griff. „Heute ergötzt mich der Kampf mit Ebern, und morgen scharfes Rennen mit einem gefürchteten Recken."

„Nur dieses noch, lieber Steinberg! Ich fasse wirklich die Möglichkeit Eurer Niederlage in's Auge. Was einmal geschehen, kann sich wiederholen. Demnach wird Euch morgen Rambald mit einigen tapferen Knechten begleiten. Habe keine Lust, die bedeutende Summe zu verlieren, welche der Goldschmied bei sich trägt. Ich muß eine starke Schaar Reisiger unterhalten, und dies kostet Geld; — sind doch meine Heppenheimer Bauern ohnehin schon ausgezogen bis auf's Hemd. Darum betrachte ich Euren Ehrenhandel mit Greifenstein als eine rein persönliche Sache, die mich nichts angeht. Unterlieget Ihr beim Rennen, dann werden meine reisigen Mannen gegen Sighard mein Recht auf den Goldschmied Veit geltend machen. — Seid Ihr einverstanden?"

„Jawohl, — ganz einverstanden! Denn Ihr setzet einen Fall voraus, der nicht eintreffen wird."

Mit diesen Worten verließ Steinberg mit den beiden Söhnen des Grafen die Halle.

„Beowulf," rief der Vater seinem Aeltesten nach, „schicke mir sogleich Rambald herauf!"

Bertolf durchmaß nachdenkend die Halle, und so lebhaft waren seine Betrachtungen, daß er laut zu sprechen anhob.

„Gefahr droht von diesem Greifenstein! Wie eine böse Vorbedeutung taucht er plötzlich auf, meine Plane zu durchkreuzen. Die Götter warnen mich, — thäten sie es ohne Grund? Dem Walten der Götter und den Fügungen des Himmels seien meine Schritte gehorsam unterworfen. — Vorsicht! Mit kluger Berechnung der Umstände vorwärts, — ohne Zagen! Seit Jahren steige ich bei jedem Schritte höher, meinem Ziele näher. Schon winkt die reife Frucht meines rastlosen Strebens, als glänzende Fürstenkrone mir das Haupt zu schmücken. Darum vorwärts mit Bedacht, bis der Schlußstein das Ganze krönt. Jetzt schon liegt der Abtsstab von Lorsch zerbrochen mir zu Füßen, — ohnmächtige Greiner sind die Mönche, sich machtlos krümmend unter meiner Faust. Bald müssen die verhaßten Kuttenmänner vertrockenen, wie Fische ohne Wasser; denn abgegraben sind alle Lebensbedingungen ihres Daseins. — — — Wahr, — stelle ich mein Ringen vor den Geist der Zeit, dann

erscheint es fast, wie tolles Wagniß. Warum aber sollten Kraft und kluge Beharrlichkeit, gefördert durch günstige Umstände, nicht Außerordentliches wagen? Was hat nicht dieser feige Jude Machol gewagt und gewonnen? Obwohl dem Strange verfallen durch seine Diebstahlshehlerei, wagte er dennoch, mir vor das Angesicht zu treten und durch schlau gestellte Rede meine Gunst zu erobern. Solches wagte der furchtsame, feige Jude, weil seine Geldliebe, sein Hunger nach Gewinn, sogar seine Furcht vor dem Tode überwanden. Und er läßt nicht ab in seiner Jagd auf Geld. Beständig verdient er den Galgen durch Verrath an Worms, schlägt sein Leben kühn in die Schanze um des Gewinnes willen. — Sollte ich für unendlich Höheres weniger wagen, als dieser Jude? Mich an Todesverachtung und Muth übertreffen lassen von einem Juden? Zaudernd inne halten, weil plötzlich eine dunkle Wolke die Sonne meiner Hoffnung verhüllt? Muß ich auch diesen Greifenstein fürchten nach höherer Fügung, — Beharrlichkeit und Ausdauer sollen nicht erlahmen. Nein, — nicht zurück, — lieber den Tod! — — — Von manchem Fürstengeschlechte melden Chroniken bescheidenen Ursprung: — vielleicht erzählt nach Jahrhunderten die

Geschichte, das mächtige Fürstenhaus des Preußen Bertolf habe seine Herrlichkeit gegründet auf geraubte Kirchengüter."

Rambalds Eintritt unterbrach die hochfliegenden Betrachtungen des Preußen.

Der Knecht war ein robuster Geselle, von untersetzter Gestalt und starken Gliedmaßen. In zahlreichen Fällen hatte er Muth und große Tapferkeit bewiesen. Bertolf übertrug ihm wiederholt die Ausführung gewaltthätiger Handlungen, die er stets zu seines Herrn Zufriedenheit erledigte.

„Rambald, morgen giebt es wieder einen Span," begann Bertolf, indem er ausführlich die Sache besprach und seine Absicht erklärte. — „Sollte Steinberg unterliegen," fuhr er fort, „so fragt es sich, ob Du, unterstützt von einigen Knechten, den Kampf mit Greifenstein wagst?"

„Hm, — bin zwar nur ein gemeiner Waffenknecht, gehe aber doch keinem Ritter aus dem Wege. Euer Gnaden kennt das Gewicht meiner Hiebe, und mein Schwert schneidet ebenso scharf, wie das Schwert eines Ritters."

„Ich weiß, — bist ein tapferer Kämpe! Aber Sighard von Greifenstein ist ein gar starker Degen,

und Dich will ich ebenso ungern verlieren, wie die hohe Summe, welche der Goldschmied Veit bei sich führt. Deßhalb dürfen wir nicht knausern mit unserer Macht. Wir müssen sicher gehen und ohne Schaden davon kommen. Also, — wie viele Knechte wünschest Du zu Deinem Beistande?"

„Vier Wackere thun's."

„Nimm acht, Rambald, — acht, sage ich! Wähle aus der Schaar die Tapfersten. Prüfe genau die Streitäxte, die Schilde, die Panzerhemde und Sturmhauben; denn gar grimmig sind die Streiche des Recken Sighard."

„Hm, — Neun gegen Einen! Nach meinem Dafürhalten wäre solche Uebermacht fast ungebührlich. Wie's jedoch Euer Gestrengen befiehlt."

„Thue nach meinem Gebot! Je mehr Hiebe auf den Feind fallen, desto sicherer und schneller unterliegt er. Tödtest Du den Greifenstein, so fülle ich Deine Stahlhaube mit Hellerstücken."

Wie Sighard die Mannen des Burggrafen erschlägt.

Wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo im lorscher Walde von der Landstraße ein Waldweg abzweigt, erhob sich eine Eiche von ungeheuerer Größe. Kaum vermochten zehn Männer mit ausgespannten Armen den Stamm dieses Waldriesen zu umfangen. Kaiser Carl der Große soll bereits unter diesem Baume gerastet haben, weßhalb er Carls-Eiche genannt wurde.

Am Stamme der Eiche lehnte gegenwärtig Hans von Steinberg, vom Wirbel bis zu den Füßen in Stahl gehüllt. Neben ihm ragte seine Lanze aus dem Boden, mit einem Schafte von ganz ungewöhnlicher Dicke und für die Kraft eines Riesen berechnet. Durch eine Lichtung der Bäume sah er beständig

über die Landstraße hin, und zwar in der Richtung gegen Greifenstein, wobei die Merkmale ungeduldiger Spannung sein Gesicht belebten. Einige Schritte von ihm entfernt, standen die Reisigen in einer Gruppe beisammen, in leisem Tone sprechend, während die Pferde an Bäumen fest gebunden waren.

Am Saume des Waldes, hinter einem Stamme verborgen, stand Rambald, spähend nach dem fahrenden Goldschmiede aus Worms.

Kein Geräusch verrieth die Gegenwart der wegelagernden Rotte. Amsel und Drossel sangen ihre Morgenlieder, der Specht hämmerte Larven und Gewürm aus dürren Aesten, der Kuckuck ließ seinen einförmigen Ruf erschallen, und Thautropfen des Frühlingsmorgens hingen an Grashalmen und Gesträuchen, glänzend und funkelnd im Sonnenschein, wie blitzende Diamanten. Hie und da schritt noch ein Hirsch, der sich bei der Atzung verspätet, leichtfüßig, mit stolz gehobenem Geweih, über die Straße, im Dickicht des Forstes zu lagern. Zuweilen fuhr ein Lastwagen schwerfällig vorüber, und rüstige Wanderer, den würzigen Duft des blühenden Waldmeisters athmend und von den Herrlichkeiten des deutschen Waldes heiter gestimmt, zogen singend vorbei.

„Hm, — hm, er bleibt lange!“ brummte Hans. „Ueber eine Stunde schon liegen wir an dieser Stelle, und immer noch kein Sighard. Wie, — sollte der tapfere Held gar seine Schutzbefohlenen preisgeben, — sie unvertheidigt wegfangen lassen, aus Furcht vor meiner Lanze? Pah, – dummes Zeug! Solch ein Degen weiß nichts von Furcht. — — Hm, — weßhalb kommt er nicht? Auf eine viertel Stunde kann ich die Straße überschauen, — aber kein Sighard nahe und ferne! Und mir brennt das Herz im Leibe nach einem Waffengang mit dem Recken.“

Rambald trat hastig heran.

„Eben naht die Kutte, — gerade zur rechten Zeit; denn öde und leer ist die Straße.“

„Mach's kurz ab!“ erwiederte Hans gleichgültig, ohne sein Spähen einzustellen. „Reite ihm mit einem Knechte entgegen, nehmet den Aftermönch in die Mitte, — dann rechts ab in den Waldweg.“

Goldschmied Veit, ein junger Mann, saß auf einem paßtretenden Klepper, wie er sich für den bescheidenen Franziskanerbruder ziemte, die Kaputze seines Mönchsgewandes über den Kopf gezogen. Von der Pracht des Waldes begeistert und vom Zauber

des Frühlingsmorgens umfangen, sang er bald Strophen feierlicher Choräle, bald summte er ein lustiges Reiterlied, ohne Ahnung dessen, was ihm bevorstand. Im geheiligten Gewande der allgemein verehrten Baarfüßermönche hielt er sich gefeit gegen jede Gefahr. Ohne den Verrath des Juden Machol, wäre er auch in dieser Verkleidung sicher den Krallen des Burggrafen entgangen. Selbst der Anblick von zwei Bewaffneten, die in scharfem Trabe nahten, machte ihn nicht stutzig. Sie ritten an ihm vorbei, wandten die Pferde und nahmen Veit in die Mitte.

„Mit Verlaub, ehrwürdiger Bruder, wenn wir Euch das Geleite geben," sagte Rambald. „Im lorscher Walde ist's nicht ganz geheuer, — es haust da mancherlei Raubwild."

Veit betrachtete verwundert und betroffen die unheimlichen Gesellen.

„Wer sollte einem Sohne des heiligen Franziskus ein Leid zufügen?" frug er mit unsicherer Stimme.

„Kein Mensch, — gewiß nicht!" antwortete Rambald. „Doch wißt, frommer Bruder, es verstecken sich allerlei Leute in die Kutte, um Solchen eine Nase zu drehen, die nach Fehdebrauch ein Recht auf sie haben. Da ist z. B. ein gewisser Goldschmied

Veit aus Worms, der meint, dem Burggrafen Bertolf in der Mönchskutte entschlüpfen zu können. Ha, — ha, der Schelm hat sich arg verrechnet!"

Veit erschrack heftig. Zu gleicher Zeit ergriff Rambald die Zügel seines Pferdes und zwang es in den Waldweg, bei dem sie eben anlangten.

Noch war der Gefangene vor Ueberraschung und Schrecken zu keiner Erwiederung gekommen, als er sich von einem Haufen berittener Waffenknechte umringt sah, die ihn mit rohem Lachen begrüßten.

„Willkommen, frommer Bruder, im grünen Walde!"

„Habt Ihr etwa zum heiligen Nazarius nach Lorsch wallfahrten wollen?"

„Was trägt er da unter der Kutte um den Leib? Wahrhaftig, — einen ledernen Gurt, vollgepfropft mit Gold!"

„Das ist gegen die Ordensregel, — Franziskaner dürfen kein Gold bei sich tragen."

„Rambald, erlöse ihn von dem ungerechten Mammon!"

„Die Hand von dem Golde, Schurke!" donnerte der übel gelaunte Steinberg, welcher die Hoffnung aufgegeben hatte, mit Sighard eine Lanze zu brechen,

den Reisigen an. „Den Gurt trägt er selber nach Starkenburg, und Niemand soll den Gurt lösen von seinem Leibe, als der Graf! — Wetter und Hagel über alle Feiglinge, die sich zum Kampfe nicht stellen! Dieser Greifenstein ist eine Memme, ein hasenherziger Junge, sonst hätte er sich eingefunden, Jene zu schützen, die seiner Hut vertrauen."

Mit diesen Worten bestieg er sein gewaltiges Streitroß und ritt an die Spitze des Zuges, der sich sofort in Bewegung setzte.

Hätte Steinberg schließlich wiederholt, was er anderthalb Stunden hindurch beharrlich gethan, nämlich nach dem sehnlichst Erwarteten noch einmal ausgeschaut, so würde er zwei Reiter bemerkt haben, die in großer Eile der Carls-Eiche nahten. Es ereignet sich jedoch häufig im Leben, daß man, trotz aller Mühe und Anstrengung, nicht zum Ziele gelangt, weil der günstige Augenblick des Handelns übersehen wurde. So zog nun Herr Hans durch den Wald, grollend und Sighards Feigheit verwünschend, die ihm nicht gestattete, eine empfangene Scharte auszuwetzen. Was ihm von Schmähworten zu Gebote stand, schüttete er aus über Greifenstein, bis der Goldschmied ihm zur Seite ritt.

„Ich muß gegen die an mir verübte Gewaltthat Verwahrung einlegen," hob Veit an. „Höchst unchristlich ist es, einen schuldlosen Wanderer auf der Landstraße anzufallen, und ihn gefangen wegzuführen. Laßt mich in Frieden meine Reise fortsetzen, so Ihr ein guter Edelmann seid."

Diese Ansprache war nicht geeignet, Steinbergs Groll und böse Laune zu besänftigen.

„Was Ihr da vorbringt, ist alles leeres Gerede und Schnickschnack einer verlogenen Krämerseele," erwiederte er in barschem Tone. „Zuerst lügt Ihr mit Eurer Kutte, die sagt, Ihr wäret ein Mönch, — dann lügt Ihr mit Eurer Zunge, die sagt, Ihr wäret schuldlos. Kein Wormser ist schuldlos vor dem Burggrafen; denn allen hat er Fehde angesagt. Unrecht geschieht Euch nicht, dieweilen es Brauch ist, Befehdete niederzuwerfen und von ihnen Lösegeld zu nehmen. In gleicher Weise dürfen auch die Wormser mit dem Burggrafen umspringen, so es ihnen gelingt, ihn aufzuheben."

Ein gellender Hornstoß unterbrach die Belehrung des würdigen Edelmannes. Augenblicklich wandte er das Pferd und schaute zurück.

„Halt!" befahl er den Reisigen. „Wer mag das

Horn geblasen haben? Sollte das Zeichen etwa uns gelten?“

„Wahrscheinlich hat's Der vom Greifenstein geblasen,“ meinte Rambald.

Von Hansens Gesicht entwichen alle finsteren Wetterwolken.

„So ist es, — wahrhaftig! Hat Keiner ein Horn, damit wir den Ruf erwiedern?“

„Wer denkt an Hörner, Euer Edlen, so man im Stillen und ohne Geräusch sein Tagewerk verrichten soll?“ erwiederte ein Knecht.

„Dann will ich ihm ein anderes Zeichen geben,“ sagte Hans, wölbte beide Hände vor dem Munde und rief mit dröhnender Stimme durch den Wald: „Holla — he! Hoiho! Holla — he!“

Regungslos und lauschend saßen die eisernen Reiter in den Sätteln, namentlich Steinberg, dessen Spannung einen solchen Grad erreichte, daß er auch den Mund zum Horchen öffnete. — Einige Sekunden vergingen in tiefer Waldesstille. Dann wiederholte sich der Hornstoß in bedeutender Nähe und mit solcher Macht, daß die erschreckten Pferde unruhig schnaubten und stampften.

„Donnerwetter, — das braust und schmettert, wie die Posaune zum jüngsten Gericht!“ bemerkte ein Knecht.

Im nächsten Augenblicke ritt Greifenstein um die Biegung des Weges, ihm zur Seite Heidolf.

Rambald gedachte des verheißenen Kampfpreises und habgierig glühten seine Augen. Als er jedoch die näher kommende Hünengestalt betrachtete, wie ein Thurm von Stahl über dem gepanzerten Rosse sich erhebend, da fand er den Beistand von acht tapferen Gesellen kaum hinreichend, zur Bewältigung des Recken.

Heiter und freudig bewegt, wie zur Begrüßung des Freundes, ritt Steinberg dem Feinde entgegen.

„Willkommen, Herr Ritter!“ rief er ihm zu. „Schon glaubte ich, Ihr würdet mir die Ehre versagen, mit Euch eine Lanze brechen zu dürfen.“

„Euer Glaube trifft zu, Hans von Steinberg!“ erwiederte ernst der edle Degen. „Was Euch die Satzungen des Ritterthums versagen, kann ich Euch nimmer gewähren. Vielmehr bin ich hier, diesen ehrwürdigen Bruder aus Eurer Gewalt zu befreien.“

„Meinethalben, — wie es Euch gefällt! Nach dem Grunde frage ich nicht, wenn Ihr nur mit mir rennt. — Was Ihr jedoch hier vor Euch seht, ist kein

Mönch, sondern ein verkappter Goldschmied. Niemand soll mir den Schimpf nachsagen, einen frommen Bruder des gebenedeiten Franziskus aufgehoben zu haben."

Sighards Blick ruhte forschend auf dem Gefangenen.

„Verzeiht die Täuschung, gnädiger Herr! Ich bin Veit, ein Goldschmied aus Worms, und borgte dieses ehrwürdige Gewand zu meiner Sicherheit. Wer meine Vermummung an den Burggrafen verrieth, weiß ich nicht."

„Gehört auch nicht hieher," unterbrach ihn Steinberg. „Nicht viel Redens, — rennen wir! Seht, Herr Ritter, da liegt eine hübsche Strecke in gerader Linie, — messen wir ab! Auch läuft der Weg just gerade so, daß wir Beide gleiches Licht und gleichen Wind haben."

Mit frohem Eifer, als gelte es irgend ein scherzhaftes Spiel, und nicht einen Kampf auf Leben und Tod, maß Steinberg eine Strecke von etwa dreihundert Schritten mit seinem Lanzenschafte, und schied dieselbe in zwei gleiche Theile. Während dies geschah, winkte Rambald seine Waffengenossen zur Seite.

„Gedenket unserer Abrede!“ mahnte er eindringlich. „Wird Steinberg aus dem Sattel geworfen, dann fallen wir zumal über Greifenstein her und hauen ihn nieder. Seid mannhaft, haltet euch wacker! Der Burggraf wird's euch lohnen.“

Laut zählend und messend, hatte Steinberg wiederholt die Strecke durchschritten, und nach Verlauf von zehn Minuten war die Rennbahn bezeichnet. Jetzt hielten die Kämpen an beiden Enden, hoch zu Roß, unter dem rechten Arm die langschaftige Lanze, in der Linken den Stahlschild. Beim Mittelpunkte der Bahn saß Heidolf zu Pferde, das Hifthorn in der Hand und im Begriffe, das Zeichen zu geben.

Unter den Bäumen, am Rande des Weges, hielten die Reisigen, ihre wuchtigen Streitäxte in der nervigen Faust, die Schilde kampfbereit am Arme, feindselige Blicke nach Greifenstein werfend.

Wie zwei Figuren aus Erz hielten die beiden Gewappneten einander gegenüber, und keine Bewegung verrieth, daß Leben die eisernen Gestalten beseele. In erwartungsvoller Spannung harrten die Zuschauer, — selbst der Wald schien die Dinge zu belauschen, die da kommen sollten; denn tiefste Stille herrschte, kein Laubblatt regte sich. Sighard senkte

die Lanze und hob den Schild. Steinberg machte die gleiche Bewegung. Heidolf setzte das Horn an den Mund, das Zeichen ertönte, und mit Blitzesschnelligkeit stürmten die beiden Hünen aufeinander los. Ein donnerähnliches Krachen, weithin durch den Wald schmetternd, verkündete den Zusammenstoß. Nach allen Seiten flogen die Splitter der Lanzenschafte, und dieses gelungene gegenseitige Zerbrechen der Waffen würde beim Turniere rauschenden Beifall der Zuschauer verdient haben. Gegenwärtig aber wurde kein Sturm der Bewunderung, nicht einmal ein Laut der Anerkennung hörbar; denn Schrecken hatte den ehemaligen Klosterschüler und den Goldschmied ergriffen, und die Reisigen sahen Steinberg in den Sand geworfen. Mit solcher Macht hatte ihn Sighards Lanze getroffen, daß der Sattelgurt zerriß und der Riese einen schweren Fall that. Während sein Roß mit wildem Satze zur Seite sprang, raffte er sich stöhnend auf.

In Folge des furchtbaren Stoßes, war Sighards Streithengst auf die Hinterbeine gesunken, und kaum hatte ihn der gewandte Reiter wieder in seiner Gewalt, als die Reisigen mit lautem Kampfgeschrei über ihn herfielen. Dieses plötzlichen Angriffes nicht

gewärtig, trafen schwere Axthiebe den Gewappneten, bevor sich derselbe zur Wehre setzen konnte. So ungestüm war der Anfall und so hitzig, daß in blinder Wuth die Knechte darauf los schlugen, und mancher Axthieb nicht Greifenstein, sondern die Reisigen traf. Da zuckte es, wie leuchtender Wetterstrahl durch die Luft, — Held Sighard hatte sein mächtiges Schwert gezogen. Dem blitzenden Strahl folgte ein zermalmender Schlag, und ein Knecht sank mit gespaltenem Kopfe vom Pferde.

„Ha, — Verräther, — Schurken, — Buben!" rief grimmig der Ueberfallene, und jedes Wort begleitete ein Hieb, welcher den Tod brachte.

Scheu wichen die Starkenburger zurück; denn bereits lagen ihrer Fünf in den letzten Zuckungen am Boden.

„Schämt euch, Gesellen!" schrie Rambald. „Vor einem Einzigen wollt ihr ausreißen? — Weg mit den Aexten, — sie schlagen nicht durch! Greift zu den Schwertern! Auf, — rächen wir unsere Freunde!"

Sighard verfolgte nicht einen Schritt weit die Weichenden, wohl deßhalb nicht, weil er einen Kampf mit reisigen Knechten des Ritters unwürdig erachtete. Allein der meuchlerische Ueberfall empörte ihn.

Das bluttriefende Schwert in der eisernen Faust, hielt er in Mitte der Leichen, die um ihn her lagen, einem gereizten Löwen ähnlich, der zum Sprunge gerüstet, die Bewegungen der Feinde beobachtet. Abschreckend flammten seine Augen, und dumpfe Zorneslaute rollten dräuend durch die Oeffnungen des Helmes, die verhaltene Wuth des ergrimmten Recken bezeichnend.

Der muthige Rambald schwang seinen Pallasch und stürzte an der Spitze seiner Genossen abermals heran. Besonderes Vertrauen schien er hiebei auf seinen starken Schild zu setzen, der mit dickem Leder überzogen und rings um den Rand mit Eisenbändern beschlagen war. Hoch empor hielt er diese verlässige Wehr, die ihn decken sollte gegen des Feindes schneidiges Schwert. Im nächsten Augenblick fiel der Schild, in zwei Stücke zertheilt, von seinem Arm. Dieses unerhörte Ereigniß und die plötzliche Zerstörung seines stärksten Schutzmittels, brachte auf Rambald einen solchen Eindruck hervor, daß er wie gelähmt im Sattel saß. Sighard verschmähte es jedoch, die flüchtige Blöße und Bestürzung des Gegners zu benützen. Sein Schwert sauste auf zwei andere Knechte nieder, die ihn heftig angriffen. Der Eine

fiel ohne Kopf vom Pferde, dem Anderen trennte ein Hieb den Arm von der Schulter. Er wankte im Sattel, schrie laut auf und stürzte zu Boden. Da traf Sighards Haupt ein so wuchtiger Schlag, von Rambalds starker Faust geführt, daß ihm die Ohren summten und nur der harte Stahl des Helmes sein Leben schirmte. Darob ergrimmte gewaltig der Held. Zischend fuhr sein Schwert nieder und bis in den Hals hinein spaltete ein furchtbarer Streich Rambalds Kopf. Den letzten Reisigen ergriff ein solches Entsetzen, daß er sein Pferd herum riß, dem sicheren Verderben durch die Flucht zu entrinnen.

Ueber und über mit Blut bespritzt, rastete nun Herr Sighard auf dem schnaubenden Rosse, mit einem Anfluge von Beschämung auf die Erschlagenen niedersehend; denn er hatte aus Nothwehr gethan, was die Satzungen jedem Ritter verbieten: — er hatte gestritten mit unebenbürtigen Feinden.

Eigenthümlich war das Verhalten der Zuschauer, während eines Kampfes, der einen so blutigen und raschen Verlauf nahm.

Obwohl der Knappe nach den bestehenden Regeln nur verpflichtet war, seinen Ritter mit dem Schilde gegen feindliche Hiebe nach Möglichkeit zu decken,

nicht aber am Kampfe Theil zu nehmen, so stand es ihm doch frei, dies zu thun und sich durch Tapferkeit auszuzeichnen. Heidolf that weder das Eine, noch das Andere. Das grausige Gemetzel übte auf ihn solchen Schrecken, daß er weit mehr Neigung empfand, das Blutvergießen zu verhindern, als durch Theilnahme am Streite zu vermehren. Als der Klosterschüler von ritterlicher Fehde und Abentheuern träumte, nahm sich Alles in der Vorstellung ganz anders aus, als in der Wirklichkeit. Der eingebildete, durch jugendliche Phantasie ausgeschmückte Waffenstreit hatte für ihn ebenso viele Anziehungskraft, wie die nackte Wirklichkeit Abstoßendes und Entsetzliches. Dennoch würde er sich ohne Zweifel ermannt und seinem Herrn Beistand geleistet haben, wäre dieser in Gefahr gekommen. Allein Sighards gewaltige Stärke und Waffenkunst beherrschten mit solcher Uebermacht die Wahlstatt, und er schlug so rasch und sicher die Feinde nieder, daß er gleichsam spielend die Starkenburger überwand.

Veit hatte sich hinter einen Baumstamm geflüchtet, betrachtete mit Zeichen des Entsetzens das mörderische Streiten und rang die Hände.

Ganz verschieden war Steinbergs Verhalten. Er

hatte sich, beim Beginn des Kampfes, unter eine Buche zurückgezogen, stöhnend und seufzend unter schrecklichen Schmerzen. Wie zerbrochen hing sein rechter Arm herab, der ihm bei der geringsten Bewegung unausstehliche Pein verursachte. Als jedoch das blutige Handgemenge begann, nahm er mit solcher Begeisterung an demselben Theil und folgte mit solcher Bewunderung allen Bewegungen und Schwertschlägen Greifensteins, daß er seine Schmerzen vergaß. Laut erhob er sogar seine Stimme zu Aeußerungen des Staunens und Lobes.

„Ha, — der Kampf eines Löwen mit Wolfshunden!“ rief er. „Welch ein starker Degen, — welche grimme Schwerthiebe! Wahrhaftig, — die Stahlhaube durchgehauen, wie 'nen Kürbis, — Kopf und Hals bis an die Schultern gespalten! Hei, — wie geschwind die Gesellen von den Rossen fallen! Nein, — solche Stärke, — solchen Recken sah ich nimmer!“

Als Greifenstein zum Schlusse der Blutarbeit gekommen, wollte sich Steinberg ihm nahen. Bei der Bewegung überfielen ihn jedoch so rasende Schmerzen, daß er laut aufschrie. Sighard stieg vom Pferde und trat heran.

„Wie befindet Ihr Euch, Hans von Steinberg?"

„Oh, — ich erdulde Höllenqual!" rief der Verwundete, das Gesicht verzerrend. „Hier an der Schulter, — es ist gräßlich!"

Sighard faßte prüfend den Arm. Steinbergs rauhe Stimme heulte abschreckend durch den Wald.

„Der Arm ist an der Schulter aus dem Gelenke, wir müssen ihn einrichten. — Heidolf," — gebot er nach flüchtiger Ueberlegung seinem Knappen, „löse alle Schwertriemen der gefallenen Knechte und bringe sie hieher. Fasset Muth, Herr Hans!" tröstete er den ächzenden, unter namenlosen Qualen sich windenden Feind. „Gelingt es uns, den Arm in das Gelenke zu bringen, so ist der Schaden mit den Schmerzen beseitigt. Solch ein Fall kommt ja öfter vor und wird leicht gehoben. Ich werde Euch mit diesen Schwertriemen an den Baum festbinden und den Arm in das Gelenke ziehen. Seid Ihr einverstanden?"

„Mir ist Alles Recht! Oh — oh — nicht zum Aushalten!"

Greifenstein that, wie er gesagt. Je drei Schwertriemen zusammenschnallend, band er zwei Male den Verletzten an den Baum fest.

„Ich werde nun mit aller Kraft an dem Arm ziehen," erklärte Sighard. „Das Einrücken des ausgesprungenen Knochens wird zwar Eure Schmerzen sehr steigern, — seid jedoch ein Mann und haltet Euch wacker!"

Herr Hans biß die Zähne zusammen. Den linken Fuß vorstemmend, schickte sich der Ritter an, seine Heilkur zu beginnen, — einen barmherzigen Samaritan darstellend, welcher Jenem Hilfe bringt, der ihn eben erst mit dem Tode bedrohte. Kaum begann er, an dem Arm zu ziehen, als Steinberg ein Schmerzensgeschrei anhob, das mehr dem Gebrüll eines Löwen, als menschlichen Lauten glich. Schauerlich hallte die Donnerstimme des Riesen durch den Wald; denn mit wachsender Kraft zog der ritterliche Arzt. Was die Stärke von sechs Männern kaum vermochte, leistete Herr Sighard. Die Schwertriemen krachten und dehnten sich, tief in das dicke Leder hinein schnitten die Schnallen, sinnbetäubend brüllte der angebundene Hüne, so daß sämmtliche Hirsche, Rehe und Eber, im Umkreise einer Stunde, entsetzt die Flucht ergriffen. Jetzt that es einen Krach, der Armknochen war in das Gelenke gesprungen.

„Es gelang," sagte froh Herr Sighard.

„Oh — oh!“ stöhnte Hans, den Schweiß vom Gesichte wischend.

„Wie ist Euch nun?“

„Der Schmerz zieht ab, — wird immer weniger.“

„Könnt Ihr den Arm bewegen? Versucht es! — Es geht ja vortrefflich! Zu Hause legt Ihr nasse Tücher auf das Schultergelenke, und morgen ist Alles spurlos verschwunden.“

„Edler Degen, ich danke Dir! Großmüthig habt Ihr an mir gehandelt, — will's Euch gedenken.“

„Weiter nichts that ich, als meine Pflicht. Ihr wißt ja, Ritter sollen im gerechten Kampfe nicht allein Wunden schlagen, sondern auch Wunden heilen.“

„Beides versteht Ihr meisterhaft, Held Sighard! In meinem Leben sah ich keinen Degen dermaßen streiten, wie heute Euch. Ersticken würde ich vor Schande und Grimm, von einer Lanze zwei Male aus dem Sattel gehoben zu werden. Was jedoch ein gar kühner und streitbarer Mann gethan, das schmerzt weniger. Laßt Euch sagen, Herr Sighard, — mein Leben gäbe ich willig für die hohe Ehre, Euch rühmlich im Streite zu bestehen!“

„Und ich wünsche, Euch niemals wieder zu begegnen unter Umständen, die Eurem Wappenschilde keine Ehre bringen,“ versetzte ernst der Sieger.

Steinberg runzelte die Stirne.

„Hört mich an, Herr Sighard! Kein Edelmann verdient in höherem Maße meine Achtung, als Ihr, — im Punkte der Ehre bin ich jedoch sehr empfindlich. Niemals hab' ich ehrwidrig gehandelt, — will lieber einen Dolch verschlucken, als durch Ehrwidrigkeit meinen Wappenschild besudeln. Aus dem Ritterstande wurde ich gestoßen, — aber mit Unrecht; denn Juden nieder zu werfen, schändet nicht, dieweilen Juden ein vermaledeit Volk sind, deren Sinnen und Trachten nur dahin geht, Christen zu betrügen und auszuplündern. Auch gegenwärtig handelte ich der Ehre nicht zuwider, sintemal ich des Burggrafen Genosse und Waffenbruder bin in einer löblichen Fehde, die Rechtens und dem Herkommen gemäß angesagt wurde.“

„Ihr täuschet Euch!“ erwiederte Greifenstein. „Des Burggrafen Fehde gegen Worms widerstreitet den Gesetzen des Reiches und ist strafbarer Landfriedensbruch.“

„Der Adel nimmt Recht von seinem Schwert, von sonst Niemand!“ entgegnete trotzig Herr Hans.

„Ein heidnischer Grundsatz, der allerdings vor vielen hundert Jahren, da unsere Vorfahren noch in der Finsterniß der Abgötterei schmachteten, zu Recht bestand,“ erklärte Greifenstein. „Die deutschen Heiden kannten nur das Recht der Stärke, — das Faustrecht, von dem sich gar manche traurige Spuren bis in die Gegenwart erhielten. Wir aber sind keine Heiden, sondern Christen, vor Gott durch das Evangelium verpflichtet, auch das Recht der Schwachen anzuerkennen, sowie Streitfragen zu entscheiden durch das Gesetz, — nicht mit Gewalt, durch rohe Unterdrückung des Rechtes. Genau in diesem Geiste des christlichen Rechtsbewußtseins verfährt das Ritterthum, dessen Satzungen die gewaltthätige Unterdrückung des Nebenmenschen verdammen. Auch die Juden sind Menschen, sohin unsere Nächsten, denen wir Recht schulden. Sind die Juden Blutsauger des Volkes und arglistige Betrüger, so möge sie das Gesetz strafen an Leib und Leben, wie es ja geschieht. Verharren die Juden unverbesserlich in ihrer Gemeinschädlichkeit, mögen sie sogar alle zu-

sammen des Landes verwiesen werden. Doch Bedrückung und Ermordung derselben ist unadelig und gegen das Evangelium. Demzufolge geschah Euch kein Unrecht durch die Ausstoßung aus dem Ritterstande."

Steinberg war aufmerksam der fließenden Rede des ehemaligen Klosterschülers gefolgt.

„Ich merke, ebenso gut versteht Ihr, das Wort zu führen, wie Lanze und Schwert. Ist meine Gesinnung heidnisch, — nun, — dann helfe mir Gott! Genug hievon, — kann just in solchen Dingen mit Euch nicht streiten. — Jetzt wollen wir unseren Handel in's Reine bringen. Nach Herkommen ist Euch mein Roß und meine Rüstung verfallen, — desgleichen Rosse, Wehr und Waffen der Knechte."

„Ich mache von den Rechten des Siegers keinen Gebrauch," erwiederte Greifenstein. „Mir genügt es, den fahrenden Goldschmied befreit zu haben."

Steinberg blickte schweigend vor sich hin, wobei eine lebhafte Gemüthsbewegung über seine rauhen Züge glitt.

„Herr Sighard," sprach er aufblickend, „zum zweiten Male handelt Ihr dermaßen edelsinnig an mir, daß es gar weichmüthig mir um das Herz wird. Auf hübsche Rede verstehe ich mich schlecht, — sage nur: — ich danke Euch! Sollte ich einmal in den Fall kommen, Euch Gleiches vergelten zu können, werdet Ihr an Hans von Steinberg einen Edelmann finden."

„So lebt denn wohl, und Gott sei mit Euch!" erwiederte Greifenstein, indem er sein Pferd bestieg, und mit Heidolf und Veit nach der Landstraße zurückkehrte.

Beide Hände auf den Kreuzgriff des vor ihm stehenden Schwertes gestützt, blickte Hans dem sich entfernenden Sieger nach, und zwar mit einem Gesichtsausdrucke, der sowohl Bewunderung für Greifensteins Heldenmuth, wie Achtung für dessen ächt ritterliche Gesinnung enthielt. Dann wandte er sich nach dem geflüchteten Reisigen, der immer noch in einiger Entfernung zu Pferde saß, und winkte ihn heran.

„Du bleibst hier, hältst Wache bei Leichen und Rossen. Ich werde gegen Starkenburg reiten

und Knechte schicken, die Gefallenen fort zu schaffen."

Er bestieg sein Pferd, verfolgte den Waldweg und bald war seine riesige Gestalt unter den Bäumen verschwunden.

Ein unterbrochenes Turnier der Kloster-schüler.

Die streitbarsten Kämpen des dreizehnten Jahrhunderts waren keineswegs die Recken in Helm und Harnisch, sondern die Männer der Gelahrtheit, die Tapferen der Wissenschaft. Wie das Ritterthum glänzte durch Geschicklichkeit in Führung der Waffen bei Turnieren, so bewiesen die Wackeren im Magistergewande ihre Geistesstärke durch öffentliche Disputationen. Namentlich waren die Scholastiker höchst streitbare Degen. Ihre Spitzfindigkeiten und dialektische Gewandtheit sind ganz erstaunlich. Sie tummelten sich auf dem Gebiete der Philosophie, der Geometrie, der Rhetorik, der Logik, der Physik, der Medizin, insbesondere auf jenem der Theologie, entsprechend der vorwiegend religiösen Richtung der

Zeit. Die einfachsten Bibelsprüche, an denen gewöhnliche Menschen nichts zu deuten fanden, erweckten ihnen tausend Bedenken und Fragen. So wirft der gelehrte Bischof Albertus Magnus zweihundert drei und dreißig Fragen auf über die vier Bibelworte: „Missus est angelus Gabriel, gesandt wurde der Engel Gabriel". Zunächst beweist er scharfsinnig durch acht Gründe, es sei die Sendung eines Engels an Maria nicht nothwendig gewesen, indem auch die Unwissenheit mit der Gottheit unmittelbar verkehren konnte. Dann zeigt er durch noch stärkere und zahlreichere Gründe, es sei die Botschaft durch einen Engel doch passender gewesen. Dann stellt und beantwortet er die Fragen, ob der himmlische Bote Gabriel die Gestalt einer Schlange, einer Taube, oder eines Menschen angenommen, und für letztere sich entscheidend, ob Gabriel die Gestalt eines Erwachsenen, eines Jünglings, oder eines Kindes gehabt? Ob er am Morgen, oder am Abend erschienen sei? Ob er Maria bei der Arbeit, oder beim Gebete angetroffen? Ob die allerseligste Jungfrau von großer leiblicher Schönheit gewesen? Wie ihre Gesichtsfarbe, ihre Haare und Augen, ihre Kleidung gewesen? Ob sie später alle Sakramente empfangen?

Ob sie dem heiligen Petrus oder Johannes gebeichtet? Ob sie unterrichtet gewesen in Grammatik und Rhetorik? Gar die Sentenzen des Petrus Lombardus gekannt habe?

Alle diese Fragen beweisen, daß die Menschen auch das Unbedeutendste und Geringfügigste jener Gegenstände zu ergründen strebten, die ihnen als die höchsten galten.

Obwohl nun eine solche Behandlungsweise biblischer Stoffe dem herrschenden Zeitgeiste entsprang, welcher das lebhafteste Interesse im Religiösen und in den Geheimnissen der Offenbarung fand, so streifte sie doch an spitzfindige Silbenstecherei, zuweilen sogar an das Lächerliche. Daher scharfer Tadel ernster Männer über Vorwitz und gelehrte Streitsucht.

„Folget ihnen," schreibt Walther von St. Viktor, „zu den geschwätzigen Disputationen, bei denen sie Tage und Nächte verbringen, und ihr werdet sehen, daß sie nichts thun, als die nämliche Sache immer wieder herum drehen, als nur annehmen und verwerfen. Sie treiben mit dem Wahren und Falschen ein dermaßen spitzfindiges Spiel, daß man das Eine nicht mehr herausfinden, das Andere nicht nachwe sen kann. Achtet auf ihre Worte, und ihr

werdet bald nicht mehr wissen, ob es einen Gott giebt, oder keinen, ob Christus Mensch wurde, oder irgend einen phantastischen Körper annahm, ob es in der Welt irgend etwas Wirkliches giebt, oder ob Alles nur Schein ist. Mögen diejenigen, welche sich, obgleich Doctoren der Kirche, so zum öffentlichen Schauspiele preisgeben, zu den heiligen Wissenschaften zurückkehren und das Studium der freien Künste auf sich beruhen lassen, den Aposteln, nicht den Philosophen, nachahmen. Was sind wir? Was sind die Dinge, welche uns umgeben, ernähren, unterhalten? Ist das Wesen aller Dinge ein leerer, trügerischer Schatten? Ich weiß wahrlich nicht, welche meinen Unwillen herausfordern, diejenigen, welche läugnen, daß wir etwas wissen können, oder diejenigen, welche behaupten, Alles müßten wir ergründen[1])."

Auch in Lorsch gab es häufige Disputationen, denen sämmtliche Klosterschüler und Mönche beiwohnten, Scharfsinn und Gelehrsamkeit der Streitenden zu bewundern. Nicht selten steigerte sich das Wortspiel zu heißen Kämpfen, kühnen und verwegenen Angriffen, Niederlagen bis zur Kampfesunfähig-

---

1) Bei Cantu, B. VI, S. 976.

keit, blitzenden Augen, geballten Fäusten, derben Keulenschlägen, durchbohrenden Lanzenstichen, — gerade wie bei den Turnieren. Deßhalb nannten die Klosterschüler solche Disputationen „Turniere der Knappen Christi.“

Während Greifenstein die Wegelagerer bekämpfte, versammelten sich die Zöglinge der inneren Schule, die Magister und Mönche, in jenem Klosterhofe, der von den Säulenhallen des Kreuzganges umschlossen wurde. Im Mittelpunkte des Raumes erhoben sich zwei gegenüberstehende Lehrstühle, von zwei Schülern eingenommen, die bereits im angehenden Mannesalter standen und die niederen Weihen empfangen hatten. Wie bei den Turnieren, nannten die Klosterschüler den einen Disputator „Herausforderer“, den anderen „Vertheidiger“.

Um die Kämpfer bildeten die Zuhörer einen fünffachen Ring. Der innere Kreis bestand aus Knaben von sechs bis zehn Jahren. Es waren die Nämlichen, welche bei dem Weihnachtsspiel so hübsch gesungen und die Engel so würdig dargestellt hatten. Beim Tageslichte betrachtet, trat das Engelhafte ihres Wesens noch klarer und anziehender hervor. Goldgelbes Lockenhaar umrahmte Kindergesichter mit

vollen, lieblich gerötheten Wangen und glänzenden Augen, aus denen die lauterste Unschuld hervorstrahlte. Die Kinderaugen erwartungsvoll nach den beiden Kämpfern gehoben, standen sie da, schweigend und bescheiden, eingeschlossen im rauhen Gewande des heiligen Norbert.

Im zweiten Ring standen ältere Knaben, deren Haupthaar kurz abgeschnitten, und deren Wesen bereits angehaucht war von dem Ernst des Klosterlebens.

Den dritten Ring bildeten Jünglinge mit tonsurirten Köpfen und mit Gesichtern, deren Farbe und dürftiger Fleischgehalt angestrengtes Studium verrieth. Mit größter Aufmerksamkeit folgten sie dem Wortstreite, und die Thätigkeit ihres Geistes lag offen über der arbeitenden Stirne.

Im vierten Ring erschienen angehende Männer, großentheils Subdiakonen und Diakonen, deren hagere Gesichter von Fasten und Casteiungen berichteten. Manches Angesicht trug das Gepräge sittlicher Strenge, religiösen Eifers und geistiger Schärfe, — erwünschte Eigenschaften künftiger Prälaten; denn Lorsch gab nicht nur vielen Klöstern Aebte, sondern auch Bischöfe den Stühlen zu Worms und Speyer,

und Churfürsten den Erzstühlen zu Cöln, Trier und Mainz.

Den äußersten Ring zogen die ehrwürdigen Magister und Mönche, deren ascetische Gestalten, wie eine schützende Mauer, den geistlichen Nachwuchs umschlossen.

Gleich kampfbereiten Rittern, standen sich die beiden Disputatoren einander gegenüber, und wie bei Turnieren der Herold mit seinem Stabe das Zeichen zum Kampfe gab, so erhob auch jetzt der Propst seine Hand. Sofort begann der Defensor fidei mit lauter Stimme einen dogmatischen Satz auszusprechen, den er nach allen Seiten in scholastischer Weise erörterte. Durch zahlreiche Bibelstellen und wörtlich angezogene Citate aus den Kirchenvätern stützte er das gewählte Dogma, zur Lust und Freude der Magister, Mönche und Diakonen, sowie zur staunenden Bewunderung der lauschenden Knaben und Jünglinge. In athemloser Spannung folgten die Zuhörer. Keine Versammlung späterer Zeiten, die nicht Gott und Offenbarung, sondern Geld und Macht als das Höchste betrachten, kann eine Lebensfrage beschäftigen, die mehr Interesse erweckt, als gegenwärtig die Begründung einer göttlichen Eigenschaft. Versuchen wir es, einen Theil der

Disputation, ihrer scholastischen Formen entkleidet, wieder zu geben.

Der Defensor fidei hatte Gottes Allwissenheit bis zur Prädestinationslehre entwickelt. Jetzt wurde er von seinem Gegner mit großer Lebhaftigkeit angegriffen.

„Ich läugne das Vorwissen Gottes, weil es die menschliche Freiheit vernichtet," rief er, wobei ein leises Gruseln ob solcher kühnen Verwegenheit die jugendlichen Zuhörer überkam. „Was Gott voraus weiß, muß geschehen. Vergebens sträubt sich dagegen die menschliche Selbstbestimmung. Nicht die freie Wahl entscheidet das ewige Geschick der Menschen, sondern das Vorauswissen Gottes. Genau das Nämliche lehrt St. Paulus, indem er an die Römer im achten Capitel schreibt: »Welche Gott vorher gewußt, die hat er auch vorher bestimmt; welche er aber vorher bestimmte, die hat er auch berufen, und welche er berufen, die rechtfertigt er auch; welche er gerechtfertigt hat, die verherrlicht er.« — Hieraus folgt schlagend, daß nur jene Menschen gerechtfertigt und selig werden, die Gott voraus wußte. Da ferner, wie der Herr Christus lehrt, das Himmelreich Gewalt leidet und nur Solche es an sich reißen, die

Gewalt brauchen, — so ergiebt sich, daß nur jene Menschen tugendhaft wandeln, die Gott als Tugendhafte voraus wußte. Und weil sie, nach dem Voraus-wissen Gottes, zu den Auserwählten gerechnet werden, so können sie nicht lasterhaft wandeln, ihr freier Wille besteht nicht, sie müssen leben und handeln nach Gottes Vorauswissen."

„Das Zukünftige geschieht nicht, weil es Gott voraus weiß, sondern Gott weiß es, weil es geschieht," behauptete der Vertheidiger.

„Unmöglich!" rief der Angreifer entgegen. „In diesem Falle wäre Gott nicht das absolute Wissen, nicht der Allwissende; denn sein Wissen würde bestimmt und begränzt durch das menschliche Thun oder Nichtthun."

„Dieser Einwand beruht auf einem grundfalschen Begriffe vom göttlichen Vorauswissen," erwiederte schlagfertig der Vertheidiger. „Stelle ich mich auf diesen beschränkten Standpunkt über Gottes Unendlichkeit, so behaupte ich: — Gott weiß gar nichts voraus. Weil er aber voraus nichts weiß, das heißt, gar nichts Zukünftiges weiß, so müssen alle jene Bedenken in Nichts zerfallen, die sich in Hinsicht der

menschlichen Freiheit an das Vorauswissen Gottes knüpfen."

Allgemeines Erstaunen und Befremden der Klosterschüler, erwartungsvolle Freudigkeit der Mönche und Magister.

„Keineswegs dogmatisch unhaltbar oder ketzerisch ist mein Satz: — Gott weiß gar nichts voraus, — mein Satz ist vielmehr Gottes Unendlichkeit angemessen," fuhr nach einiger Sammlung der Vertheidiger fort. „Wie Gott von keinem Raume eingeschlossen werden kann, weil er die Allgegenwart, die Ueberräumlichkeit ist, so kann er auch nicht beschränkt werden, durch das Maß der Bewegung, die wir „Zeit" nennen. Raum und Zeit sind nur Geschöpfe Gottes, das Geschöpf aber kann den Schöpfer nicht beherrschen, ihn nicht unterwerfen. »Ein Tag ist vor dem Herrn, wie tausend Jahre, schreibt St. Petrus, und tausend Jahre, wie ein Tag.«

Ein betäubendes Hundegebell unterbrach den Redner. Burkhard winkte dem Gastbruder Anselm, der sich eilends entfernte, durch die bekannten Mittel das Schweigen der Hunde zu erkaufen.

„Dem Könige der Ewigkeiten, dem Unwandelbaren, sei Ruhm und Ehre, ruft St. Paulus aus,"

fuhr der Defensor nach langer Pause fort. „Gott ist ewig, heißt aber, Gott ist unzeitlich, überzeitlich. Bei ihm giebt es weder Gegenwart, noch Vergangenheit, noch Zukunft, insofern diese drei Worte Zeitmaße bedeuten. Giebt es aber bei Gott keine Zukunft, so kann er auch nichts voraus wissen. Giebt es kein göttliches Voraussissen, so giebt es auch keine Beschränkung oder Aufhebung der menschlichen Freiheit durch etwas, das gar nicht ist. Kurz gesagt: — unfähig ist der menschliche, zeitliche Geist, das Ueberzeitliche zu erfassen, — unfähig, das Wissen Gottes von Dingen und Handlungen, die vor ihm weder vergangen, noch gegenwärtig, noch künftig sind, zu ergründen."

Noch standen die Zuhörer überlegend und der Angreifer staunend über den vorgehaltenen, undurchdringbaren Schild, als der Gastbruder in großer Aufregung zurückkam und dem Propste einige Worte sagte. Ganz Außerordentliches mußte sich begeben haben; denn Bestürzung malte sich in den Zügen Burkhards, der augenblicklich die Disputation aufhob. — Die Klosterschüler ordneten sich zu einem Zuge und kehrten nach dem Scholarium zurück.

Sighard von Greifenstein hatte den Goldschmied

eingeladen, bei ihm zu rasten und am folgenden Tage, unter seinem Schutze, die Reise fortzusetzen.

„Heute Abend werden die Kämpen von Worms eintreffen,“ sprach er, „und morgen geleiten wir Euch ohne Gefährde über die Marken der Stiftslande.“

Veit nahm freudig das Anerbieten an und wiederholte in warmen Worten seinen Dank für die Befreiung aus den Fäusten der Wegelagerer.

Eben nahten sie dem Kloster, als die Hunde des Burggrafen zu bellen anfingen. Bekannt mit der Plage, welche Bertolf durch Eberfänger und Söldner über das Stift verhängt, ergriffen Unmuth und Zorn den edelsinnigen Greifenstein.

„Es ist doch empörend!“ stieß er heftig hervor.

„Als ich vorgestern im Kloster war,“ berichtete Heidolf, „erzählte mir Bruder Heinrich, der Vogt habe nun zehn Knechte und acht große Hunde in der Herberge. Die Knechte und die Hunde würden immer mehr und seien, wie eine ägyptische Plage.“

Das Bellen wurde heftiger, und jetzt vermischte sich mit dem Lärm der Hunde auch das Geschrei der Reisigen.

„Ein höllisches Getöse!“ sagte Veit.

Zornesgluth schoß über Sighards Angesicht. Er wandte das Pferd und ritt hinüber zur Herberge, in deren Hof ein Schauspiel ihn empfing, das seinen Zorn bis zur höchsten Erbitterung steigerte.

Ein Haufe verwilderter Gesellen umgab lärmend und schreiend den Gastbruder, wie eine Schaar scharf bekrallter Raubvögel eine wehrlose Taube. Durch lebhafte Zeichen und laut in das Getöse gerufene Worte machte der Norbertiner seine Angebote, die Waffenknechte zur Einstellung des Unfugs zu bestimmen. Schreiend, fluchend und lachend wiesen die rohen Gesellen die Angebote zurück.

„Das gilt nicht, — zu wenig ist's!" brüllte ein wildblickender Mensch, indem er seinen Wurfspeer um das Haupt des Mönches schwang. „Für jeden Knecht zwei Maaß, — zwei Maaß!"

„Es soll gelten, — zwei Maaß!" schrieen die Uebrigen.

Zwei Andere reizten und hetzten beständig die Eberfänger, deren gewaltige Stimmen einen furchtbaren Lärm machten.

„Hetzt sie, — neckt sie, — hau — hau! Ha — ha!"

Da ritt Herr Sighard in den Hof, grimmig von

den gereizten Thieren angefallen. Mit Blitzesschnelligkeit entriß er einem Knechte den Wurfspeer, schwang ihn, und der Stärkste der Meute, ein prachtvolles Thier, von der Farbe eines Löwen und fast auch von dessen Größe, lag durchbohrt am Boden. Mit einem Schlage verstummte der Lärm. Knurrend wichen die Hunde zurück, erschreckt sahen die Söldner zu dem Gewappneten empor. In der That bot Sighard gegenwärtig einen Anblick dar, welcher auch rohe Gemüther mit Schrecken erfüllen mußte. Grimm und Wuth entstellten seine Züge, feurig rollten die Augen, und die blutüberströmte eiserne Gestalt kennzeichnete einen Schlächter, der geneigt schien, sein Morden hier fortzusetzen. Die Knechte drückten sich scheu an die Wand, und alle Lebensfrische floh aus ihren Gesichtern.

„Ha, — ihr Schurken!“ donnerte von seinem Rosse der grimme Degen. „Ihr Buben und Werkzeuge eines teuflisch gesinnten Herrn, — beim allmächtigen Gott, euer Bubenspiel hat ein Ende! Hebet euch von hinnen, — meldet dem Burggrafen, seine Knechte lägen im Walde todt, erschlagen von meiner Hand! Saget ihm, des Todes sei jeder

Knecht, den er hieher schicke, wehrlose Männer zu quälen. Fort, — packt euch!"

Die Bedrohten wagten keinen Widerspruch. Sie nahmen ihre Sturmhauben von den Fensterbänken, pfiffen den Hunden und verließen eilends den Hof und das Kloster.

Nicht minder eilig lief der Gastbruder nach dem Turnierplatze der Klosterschüler, die merkwürdige Kunde zu melden.

Greifenstein hatte den Abzug der Rotte beobachtet, und je weiter sich dieselbe entfernte, desto mehr wich sein Zorn. Dann stieg er vom Pferd und betrat mit seinen Begleitern die große Gaststube, deren unsauberer Zustand die wüsten Gelage der rohen Gesellen verkündete.

„Sieh' doch, in einen Schweinestall haben die Unholde den sonst reinlichen Saal verwandelt!" rief Sighard. „Und in solcher Weise möchte der wackere Burggraf alle Klosterräume mißhandeln, — eine Herberge für seine Raubvögel und Söldner möchte er aus dem ganzen Stifte machen."

„Gehen wir nach dem Herrensaale!" rieth Heidolf. „Hier kann sich kein anständiger Mensch niederlassen."

Sie stiegen eine Treppe höher und betraten einen weiten, reich geschmückten Raum, für Gäste hohen Ranges bestimmt. Kaum hatte der Knappe Schild und Helm seines Herrn bei Seite gestellt, als der Propst, der Prior und der Kämmerer unter dem Eingange erschienen. Diesen folgten in kurzen Zwischenpausen alle übrigen Mönche, so daß bald das ganze Capitel den Ritter umgab. Und jetzt trat zugleich der Gegensatz zwischen Aecht und Falsch schlagend hervor. Der Pseudomönch Veit konnte für einen Ordensmann gelten, so lange er nicht gesehen wurde neben wirklichen Mönchen. Nun ergab sich klar, daß nicht im Gewande das Wesen des Mönches lag. Auf den ersten Blick erkannte man die Verkleidung des Laien, der in Haltung und Benehmen sich ganz wesentlich von den ächten Mönchen unterschied, deren ascetische Gestalten und demüthige Art, in Verbindung mit der ergebenen Ruhe und dem Frieden ihrer Züge, — eine Folge Jahre langer Kämpfe und frommer Uebungen, — sich weder anziehen, noch für den scharfen Beobachter heuchlen lassen.

In weitem Kreise umstanden die Norbertiner den jugendlichen Helden, aufmerksam dessen Erzählung folgend. Und es war eine eigenthümliche Erscheinung, die recken-

hafte Persönlichkeit des Kämpen, angethan mit dem blutüberronnenen Stahlkleide des vorausgegangenen Kampfes, in Mitte dieser ehrwürdigen Männer des Friedens zu sehen.

Greifenstein hatte die bestandenen Abentheuer des Tages berichtet, die eingegangene Waffenbruderschaft mit Worms berührt und seine veränderte Stellung dem Burggrafen gegenüber hervor gehoben.

„Demzufolge werde ich das himmelschreiende Verfahren Bertolfs gegen das Stift des heiligen Nazarius nicht mehr dulden," fuhr er mit erhöhter Stimme fort. „Schutz den Schwachen gegen gewaltthätige Unterdrücker, ist eine strenge Pflicht des Ritterthums. Längst empört es mir die Seele, den schändlichsten Mißhandlungen eines Tyrannen die hilflosen Söhne des heiligen Norbert preisgegeben zu sehen. Nun im Besitze der Macht, will ich die Unthaten des Vogtes abwehren. — Zur Ehre des deutschen Namens sei es gesagt, daß im ganzen Reiche ein so schmachvolles Treiben nicht mehr vorkommt. Nur ein Preuße, weit entfernt vom Adel deutschen Sinnes, kann überhaupt solcher Bedrückungen und solchen Hasses gegen Klöster und Männer fähig sein,

die sich dem Dienste Gottes und der Menschen gewidmet haben."

Sighards klangvolle Stimme verhallte zürnend in dem Raume. Schweigend standen die Mönche, die Blicke gesenkt, in ruhiger Erwägung der Lage. Jetzt erwiederte Propst Burkhard in einem Tone, dessen sanfte Milde sehr gegen die dräuende Heftigkeit des Kriegers abstach.

„Gott schirmte Euch väterlich, Herr Sighard, im Kampfe für das Recht, — danken wir dem Herrn! Auch Euch danken wir, für den wohlwollenden Schutz. Ohne Zweifel spreche ich zugleich den Wunsch meiner ehrwürdigen Brüder aus, wenn ich Euch bitte, den Vogt mit uns gewähren zu lassen, bis es Gottes Güte und Weisheit gefällt, diese Drangsale von uns zu nehmen. Der Beistand Eures Armes würde den Vogt erbittern und zu blutigen Gewaltthaten reizen, es käme zu Wunden und Todtschlag, — Verbrechen, die eine Abwehr des Unrechts zu unseren Gunsten nicht herbeiführen soll."

„Demnach ist Eure Meinung, ehrwürdiger Vater, man soll den Vogt ungestraft gewähren, seine Teufeleien weiter treiben lassen?" frug im Tone des Unmuthes Herr Sighard.

„Zur Vermeidung größerer Uebel, mein Freund!“ antwortete Burkhard.

„Verzeiht, ehrwürdiger Propst, wenn ich Eure Anschauung nicht theilen kann! Der Preuße hat es augenscheinlich auf die Vernichtung des Klosters abgesehen. Planmäßig entzieht er dem Stifte die Einkünfte, — verfährt mit den Eigenleuten von Lorsch nach Willkühr, wider alles Recht, — reißt erledigte Güter und Höfe an sich, — eine Handlungsweise, welche den sicheren Untergang des Stiftes zur Folge haben muß. Persönliche Unbilde und Drangsale können wohl die ehrwürdigen Väter duldend ertragen, und durch Leiden ihre Verdienste vor Gott mehren, — allein die ehrwürdigen Väter können die fortgesetzte Beraubung des Klosters, die Verachtung und Schädigung der Rechte und Freiheiten der Eigenleute des Stiftes nicht stillschweigend geschehen lassen, ohne Belastung des Gewissens.“

Beifällig nickten einige Mönche, sehr lebhaft Poppo, der Kämmerer.

„Ebenso wenig dürfen die ehrwürdigen Väter durch einen Bösewicht die erhabene, für Tausende heilsame stiftungsgemäße Wirksamkeit dieses Klosters zerstören lassen,“ sprach Greifenstein weiter. „Als

ich den Ritterschlag empfing, gelobte ich feierlich treue Dienste unserer heiligen Mutter, der Kirche, — bin also verbunden zur Abwehr der feindseligen und verderblichen Anschläge Bertolfs. Meinen Eid werde ich halten."

Die beifallnickenden Häupter mehrten sich, Poppo zeigte sogar Lust, Beifall zu klatschen, wie seine Armbewegungen und das sehr lebendige Mienenspiel bewiesen.

„Nicht minder verpflichtet die Ehre den deutschen Edelmann, zum Widerstande gegen die arge Tücke des Fremden, gegen den heidnischen Haß des Preußen wider die Kirche und deren Anstalten," eiferte Sighard. „In den Schulen wurde uns gezeigt, daß Gewerbe, Ackerbau, Künste, Gesittung, hoher Sinn, geistige Größe, kurz die ganze gegenwärtige Herrlichkeit der deutschen Nation, entsprangen der mütterlich weisen Zucht und Leitung unserer heiligen Kirche. Ohne diese liebevolle und beharrliche Erziehung, läge heute noch das deutsche Volk begraben in jener Barbarei des germanischen Heidenthums, wie der Römer Tacitus sie geschildert."

Eine Art Verklärung leuchtete bei diesen Worten

des ehemaligen Klosterschülers aus den Zügen des Magisters Tacitus.

„Was thut nun Bertolf in seinem Hasse gegen unsere heilige Mutter?“ frug strenge der Gewappnete. „Eine blühende, segensvolle Stätte religiösen Wirkens trachtet der arge Preuße zu vernichten, sowie an die Stelle des göttlichen Waltens der Kirche die Willkühr, die eiserne Herrschaft des Tyrannen zu setzen. Vermöchte es der haßerfüllte Mann, nicht allein Lorsch, sondern alle Klöster, — ja, die ganze katholische Kirche würde er zerstören. Mein Urtheil ist nicht ungerecht, nicht übertrieben, — die Erfahrung beweist und rechtfertigt es. Und wir deutsche Christen sollen den preußischen Heiden ungestört unsere heilige Mutter quälen, mißhandeln und berauben lassen? Könnten wir dies, ohne die Liebe gegen unsere Kirche, ja, — ohne den Glauben verloren zu haben? Wer kann das bubenhafte Treiben, die teuflische Tücke des Preußen sehen, ohne zu entbrennen? Hunde legt er in das Kloster, deren Bellen und Heulen die Lehrstunden in den Schulen, die Andacht bei den Metten, die Gebete und Betrachtungen in den Zellen, das Studium und alle geistige Thätigkeit unmöglich machen. Zu den Hunden gesellt er rohe Knechte,

den Auswurf fahrender Landstreicher, — vor Monaten war es einer, heute sind es zehn, bald werden es so viele sein, daß die Mönche neben ihnen keinen Platz mehr finden. Aus der frommen Stiftung des heiligen Nazarius wird er eine Herberge wilder Kriegsgesellen machen, Werkzeuge seiner Habgier und Herrschsucht. Und dieses höllische Treiben soll man geschehen lassen, ohne Abwehr? Ohne Widerstand gegen den Ruchlosen? — Nein!" rief er mit blitzenden Augen und geballter Faust. „Bei dem heiligen Gott, — bei Pflicht und Ehre des Ritterthums, — nie und nimmermehr!"

Die feurigen Worte blieben nicht ohne Wirkung, zumal ihre Wahrheit keinem Hörer zweifelhaft dünkte. Auf mancher hageren Wange erschien ein sanftes Roth, ein Glühen gerechter Empörung leuchtete in manchem Auge, und Poppo, der Kämmerer, beeilte sich, entschieden der Meinung Greifensteins beizutreten.

„Ohne mir einen Widerspruch gegen die Ansicht unseres ehrwürdigen Vaters anmaßen zu wollen, muß ich dennoch der Wahrheit Zeugniß geben und bekennen, daß Herr Sighard die Dinge nach den Thatsachen schilderte. Mein Kämmereramt gewährt

klaren Einblick in unsere materiellen Verhältnisse, die überaus kläglich sind. Der Vogt, — mit Recht nennt ihn Bruder Diemo in der Chronik: lupum rapacem, hominem saevitiam Varaonis crudeli impietate sectantem, — der Vogt gräbt uns alle Hilfsquellen ab, unsere Einkünfte versiechen immer mehr, wir stehen am Rande des Unterganges. Bald wird Lorsch öde sein, weil seine Bewohner verhungerten, oder gezwungen auswanderten."

„Ganz richtig, — darauf hat es der Unhold abgesehen!" bestätigte Greifenstein.

„Noch ein Anderes erscheint bedenklich und folgenschwer," sagte Prior Gerbod. „Ich meine den Fluch des bösen Beispieles. Nicht umsonst ruft „Wehe" der Herr über Alle, die Aergerniß geben; — Bertolfs Aergerniß dünkt mir groß und weittragend. Gelänge ihm das frevelhafte Streben, durch Kirchenraub seine Habgier zu befriedigen, vielleicht gar die Absicht, die Inful von Lorsch in einen Fürstenhut des Erbgrafen zu verwandeln, — welche vergiftende Wirkung müßte ein Erfolg dieser Art auf gottfremde und hochfahrende Gemüther hervorbringen? In Zeiten hervorbringen, die fast des obersten Schirmherrn der Kirche entwöhnt sind?

Ueber ein halbes Jahrhundert bekämpft das heilige Reich die heidnischen Preußen, deren ganzes Streben gerichtet ist auf die Vernichtung der katholischen Kirche, — und der Hohenstaufe Friedrich pflanzte mit diesem Bertolf in das Herz des Reiches den preußischen Kirchenhaß, gleichsam einen preußischen Giftbaum, dessen Wachsthum und Früchte verhängnißvoll werden können für unsere heilige Mutter und gefährlich für die höchsten Güter des deutschen Volkes."

„Darum ist es Pflicht aller guten Deutschen, welche Aexte schwingen können, den preußischen Giftbaum Bertolf nieder zu hauen, damit kein böser Wind den Giftsamen ausstreue über deutsches Land," rief Sighard. — „Ehrwürdiger Vater, ich bitte um Euren Segen zu einem gottgefälligen Werke!"

„Edler Herr Ritter und innig geliebter Sohn!" sprach väterlich der Propst. „Eure Entrüstung über das Böse und Frevelhafte ist der Ausdruck eines frommen Herzens. Ich selber muß Bertolfs Thun und Treiben tief beklagen und laut verdammen, — wehe mir, so ich es nicht thäte! Nur glaubte ich, Euer Schirm und Widerstand möchte Lorsch in eine noch weit schlimmere Lage bringen. Indessen wage

ich nicht, Euch entgegen zu treten in einem Vorhaben, das Ihr als Pflicht erkannt, dessen Pflichtgemäßheit auch nicht bestritten werden kann, betrachtet vom Standpunkte ritterlicher Gelöbnisse. Darum bin ich gerne bereit, Euer gutes Wollen und Streben zu segnen."

Alle knieten nieder bis auf den ehrwürdigen Burkhard, der seine Hände faltete und betend himmelwärts blickte.

„Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn!" begann er laut in lateinischer Sprache.

„Der Himmel und Erde geschaffen!" antworteten die Mönche.

„Gepriesen sei der Name des Herrn!"

„Jetzt und immerdar!"

„Es segne Euch der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist!"

„Amen."

Die Mönche erhoben sich von den Knieen, verbeugten sich grüßend vor Sighard und verließen den Saal, den Gastbruder Anselm ausgenommen, der sich beeilte, die Gäste zu bewirthen.

Der Kampf.

Der Burggraf schien einen Zusammenstoß mit Sighard ängstlich zu vermeiden; denn er schickte weder Hunde, noch Waffenknechte zurück nach Lorsch. Ebensowenig belästigte er fahrende Kaufleute aus Worms, die unter Greifensteins Geleite an Starkenburg vorbeizogen. Wohl aber rüstete er beständig und vermehrte seine Streitkraft. Da ihm der Haß der Bauern nicht unbekannt war, so unterließ er es, deren Söhne für den Waffendienst zu pressen, bemühte sich aber, fehdesüchtige Leute, die vom Stegreif lebten, zusammen zu raffen. Bei diesem Unternehmen leisteten Machol Ben Baruch und andere Juden vortreffliche Dienste, da sie, in Folge ihres Gewerbes, Land und Leute genau kannten. Im Geheimen förderten die Juden um so bereitwilliger die Absichten des Preußen, da ihnen gewinnbringende

Geschäfte, durch billige Erwerbung geraubter Kaufmannsgüter, in Aussicht standen. Nach Verlauf einiger Wochen, brachte Bertolf mit Hilfe der Juden seine Raubschaar auf fünf und vierzig Lanzen, eine Macht, die ihn befähigte, gegen Sighard einen vernichtenden Schlag zu führen.

Dem jugendlichen Helden waren die Rüstungen des Burggrafen nicht entgangen. Er schickte seinen Knappen Heidolf mit einem Briefe nach Worms und bat um Verstärkung, die unverweilt eintraf. Der unternehmende Patrizier Herbert von Windeck erschien an der Spitze von zwölf jungen Männern aus den vornehmsten Familien, alle ausgezeichnet beritten und bewaffnet, tapfer und muthvoll, sowie von Begeisterung erfüllt, unter Führung des Helden Sighard ihrer Vaterstadt dienen zu können. Es gewährte einen kriegerischen Anblick, die berittene Schaar, in glänzendem Waffenschmuck, die flatternden Banner von Worms und Greifenstein an der Spitze, die Bergstraße hin und wieder ziehen zu sehen, Handelsgüter auf hochgethürmten Lastwagen und fahrende Bürger aus Worms geleitend. Wiederhohlt ritten sie an der trotzigen Starkenburg vorbei, deren gewaltige Thürme und Mauern dräuend von der

Bergzinne niederschauten, ohne auch nur einen Feind wahrzunehmen. Dieser friedliche Verlauf begann den thatendurstigen Patriziern langweilig zu werden. Die adelige Jugend von Worms ersehnte Kampf und Gelegenheit, Kraft und Muth zu bewähren. Manche von ihnen schwangen herausfordernd die Waffen, wenn sie an der Veste vorbeiritten, allein die Starkenburger zeigten keine Lust, die Herausforderung anzunehmen.

„Ihr habt dem Herrn da droben solchen Schrecken eingejagt," wandte sich Windeck scherzend an Greifenstein, „daß ihm aller Muth verging, Euren Schwertstreichen sich auszusetzen."

„Ihr täuschet Euch, mein Freund!" erwiederte Sighard. „Bertolf ist ein ebenso tapferer, wie schlauer Mann, der meint, uns in fahrlässige Sicherheit wiegen zu können. In Wirklichkeit harrt er des günstigen Augenblickes, um über uns herzufallen."

Greifensteins Ansicht bewährte sich bald.

An einem lieblichen Junimorgen geleitete er mit seinen Waffenbrüdern drei Lastwagen, mit Tüchern, Leder, Leinwand und Seide beladen und von je vier starken Pferden gezogen. Bereits lag die Starkenburg eine halbe Stunde hinter ihnen. Die Land-

straße zog bergab, einen Forst durchschneidend, in dem zu beiden Seiten des Weges ein enges Wiesenthal seinen grünen, mit Blumen durchwirkten Teppich ausbreitete. Wie gewöhnlich ritten zwei Reisige als Vorhut dem Trosse eine gute Strecke voraus. Kaum waren diese einige hundert Schritte in den Forst hineingeritten und dem Wiesenthal nahe gekommen, als sie dasselbe auf beiden Seiten der Landstraße mit kampfbereiten Feinden besetzt fanden. Augenblicklich hielten sie die Pferde an und musterten die feindlichen Schaaren, die in zwei gleiche Theile geschieden waren. An der Spitze des Streithaufens zur rechten Seite hielt die herkulische Gestalt Steinbergs, der mit weithin schallender Stimme den Wormsern zurief: „Meldet dem edlen Ritter Sighard, Hans von Steinberg erwarte ihn zum Schwertkampfe."

Die Reisigen wandten die Pferde und eilten zurück, die Kunde zu melden. Der ganze Zug hielt zur Stelle. Frohlockend vernahmen die kampflustigen Wormser die Mär.

„Heute wollen wir dem argen Raubpreußen und seinen Gesellen das schändliche Handwerk legen!" riefen sie mit blitzenden Augen.

„Heute wollen wir deutsches Land vom Verderben befreien!“

Mit Ruhe und Bedacht, wie es dem kriegskundigen Führer geziemt, vernahm Herr Sighard die Botschaft.

„Hält der Ritter, welcher Euch zugerufen, zur rechten oder zur linken Seite der Straße?“ frug er die Reisigen.

„Zur rechten Seite.“

„Dann führt Bertolf die Schaar zur Linken, und auf ihn habe ich es abgesehen. Die Aufstellung des Feindes zwingt uns, gleicherweise unsere kleine Macht zu theilen. Herr von Windeck, Ihr werdet mit den zwölf Edelleuten den Feind zur Rechten bekämpfen, und ich werde mit meinem Knappen und den zwölf Reisigen den Burggrafen und dessen Raubvögel angreifen. Die Streitkräfte sind zwar nicht gleich; denn Bertolf zählt mit seinen fünf streitbaren Söhnen und Steinberg zwei und fünfzig Helme, — wir sieben und zwanzig. Dennoch steht auf unserer Seite die stärkste Macht, — das Recht! Wohlan, — zum Streite mit Gott und St. Georg! »Hie Worms!« — sei der Schlachtruf.“

Während sich die Wormser zum Kampfe ordne-

ten und rüsteten, nahten Sighard die Begleiter der Lastwagen, drei bejahrte Kaufleute. Ihre ängstlichen Mienen verkündeten nicht den Thatendrang und Siegesmuth ihrer jungen Mitbürger.

„Edler Herr," sprach Einer von ihnen, „wäre es nicht wohlgethan, die Wagen umzuwenden und rückwärts zu fahren, dieweilen der Kampf einen schlimmen Ausgang nehmen könnte?"

„Nicht doch, meine Freunde!" erwiederte Greifenstein lächelnd. „An Niederlage wollen wir ebenso wenig denken, wie an feige Flucht, und das Zurückfahren würde nichts helfen; denn bald hätten die Sieger Euch eingeholt. Harret des Ausganges, und richtet ein frommes Gebet zu St. Georg und seiner himmlischen Heerschaar."

Während Greifenstein an die Spitze seiner Abtheilung ritt, begaben sich die Kaufleute wieder zu den Lastwagen, und es machte einen trüben und schmerzlichen Eindruck, die drei hochbejahrten und geängstigten Männer des Friedens, mit Recht besorgt um die Ergebnisse des Gewerbfleißes, auf gefriedeter Landstraße halten und bedroht zu sehen durch die Raubgier eines gewissenlosen Mannes. Dennoch schrumpfen diese kleinen Fehden des Mittel-

alters in Nichts zusammen, gegenüber jenen ungeheueren Kriegsrüstungen späterer Zeiten, welche ganze Völker zu erdrücken und den Wohlstand von Nationen zu vernichten drohen.

Da jetzt Kampfgetöse vom Thale herauf schallte, so erfüllten die Kaufleute Sighards Wunsch, sie nahmen ihre Hüte ab, knieten nieder und hoben die Hände bittend zum Himmel.

Als Greifenstein an der Spitze seiner kleinen Schaar im Thale erschien und sich nach der linken Seite der Straße wandte, rief ihm Steinberg zu: „Hieher, edler Ritter! Hieher, — verschmäht nicht einen dritten Waffengang mit mir!“

Sighard beachtete indessen die Einladung nicht und stürmte mit gehobenem Schilde, das blanke Schlachtschwert in der eisernen Faust, auf die Feinde los. Zu gleicher Zeit wurde Steinberg von den Patriziern ungestüm angegriffen, so daß zu beiden Seiten der Straße ein mörderischer Kampf entbrannte. Das Feldgeschrei: „Hie Worms, — hie Starkenburg!“ wiederhallte an den Bergen, mit Schwertschlägen und Axthieben vermischt, die auf Helme und Schilde prasselnd niederfuhren.

Wacker hielten sich die Streitgenossen Sighards,

deren kräftige Arme und ausgezeichnete Waffen jenen der Söldlinge Bertolfs überlegen waren. Auch Heidolf glänzte durch kühnen Muth, indem er, wie sein Knappenberuf es heischte, mit seinem Schilde manchen Streich auffing, der seinem Herrn zugedacht gewesen. Es bedurfte jedoch kaum des schirmenden Knappenschildes; so undurchdringlich war Greifensteins starke Rüstung, daß kein Hieb deren Stahl zu brechen vermochte. Und abermals wiederholte sich dieselbe Erscheinung, wie im lorscher Walde, — in rascher Folge schlug der streitbare Held die Knechte aus den Sätteln. Seinen furchtbaren Streichen widerstanden weder Helm, noch Schild, noch Ringpanzer, und sein schneidiges Schwert war von so edlem Stoffe, daß es die Eisenhauben der Reisigen spaltete, ohne schartig zu werden. Ein Theil dieses Raubgesindels lag bereits am Boden, während Greifenstein vergeblich den Burggrafen zu erreichen strebte, welcher ihm ängstlich auswich, nicht aus Furcht, sondern aus heidnischem Aberglauben; denn abermals hatte ein Götterspruch ihn gewarnt, vor einem Zweikampfe mit Sighard.

„Hieher, Burggraf!“ rief ihm dieser zu. „Stehe, feiger Mann! Stelle Dich zum Streite!“

Der Graf that jedoch das Gegentheil, er wandte das Roß zur Seite und schlug mit sausendem Streiche einen Wormser aus dem Bügel. Zu gleicher Zeit fiel Heidolf, von einem Axthiebe getroffen. Sighard sah Edithas Bruder vom Pferde stürzen, und diese Wahrnehmung entflammte seinen Grimm. Die Jagd auf Bertolf einstellend, begann er, die Wegelagerer schonungslos niederzuschmettern. So gelangte er wieder in die Nähe des Grafen. Schon spornte er den schnaubenden Streithengst nach dem Feinde, als dessen beide ältesten Söhne, Beowulf und Bruning, ihm entgegen stürzten. Zwei jungen Löwen gleich hatten sie bisher gestritten. Bruning hatte den Knappen Heidolf vom Pferde gehauen und Beowulf drei Knechte kampfunfähig gemacht. Jetzt trieb sie ihr kühner Muth, den Recken im Streite zu bestehen. So ungestüm kamen sie angerannt, so meisterhaft war die Leitung ihrer Rosse und die gewandte Führung ihrer flinken Schwerter, daß blitzschnell ungezählte Streiche auf Sighard niederfuhren.

„Ah, — statt des alten, zwei junge Wölfe!“ rief der grimme Degen, Beowulf anfallend, dessen eiserner Halskragen nicht schirmte gegen Sighards Schwert; denn sein Kopf flog von den Schultern,

und hochauf stieg aus dem Rumpfe ein jäher Blutstrahl.

„Du bist ein mordwüthiger Teufel, — kein Mensch!“ schrie Bruning den Ritter an, indem er seinen Schild wegwarf, mit beiden Händen das Schwert faßte und einen weithin dröhnenden Schlag auf des Feindes Schulter führte. Es war sein letzter Streich. Im nächsten Augenblicke sank er tödtlich getroffen zu Boden.

Bertolf gewahrte nicht den Fall seiner beiden Aeltesten. Dem Orakel gehorchend und die Unmöglichkeit erkennend, schließlich einen Waffengang mit Sighard zu vermeiden, war er mit seinen drei Söhnen nach der anderen Seite geeilt, wo sich das blutige Handgemenge für ihn zu entscheiden schien. Er wollte rasch den vollständigen Sieg erstreiten helfen, und dann hoffte er, durch Steinbergs Riesenkraft den Helden Sighard zu bezwingen.

Nach Brunings Sturz schaute Greifenstein ringsum; es war kein Feind mehr da. Leichen und zuckende Körper bedeckten das Wiesenthal. Von den zwölf wormser Kriegern saßen nur vier noch kampffähig im Sattel. Er nahte der Stelle, wo Heidolf lag, schmerzlich bewegt durch den Tod eines Jünglings, den er

liebte, und der Edithas Bruder war. Vorsichtig nahm er den Helm vom Haupte des Knappen. Ein Blutstreifen rann vom Wirbel über Heidolfs bleiches Gesicht, der nicht todt, nicht einmal schwer verwundet, sondern nur betäubt war, wie sich der kundige Ritter überzeugte. Hoch erfreut über diese Wahrnehmung, vertraute er einem Wormser die Wartung Heidolfs. Er selbst schwang sich in den Sattel, zur Fortsetzung des Kampfes; denn siegverheißend erscholl das Feldgeschrei der Starkenburger.

Herbert von Windeck und dessen Waffengenossen hatten inzwischen rühmlich mit der Uebermacht gestritten. Obwohl tapfer und in Führung der Waffen geübt, wären sie dennoch einer doppelten Anzahl Feinde erlegen, ohne Steinbergs Gleichgiltigkeit für den Kampf. Dieser Edelmann beobachtete nämlich eine fast unbegreifliche, an Verrath streifende Haltung. Er focht nur, wenn er angegriffen wurde, und in diesem Falle begnügte er sich mit einer Abwehr des Feindes, ohne weitere Theilnahme an einem Handgemenge, für das er keine Zeit fand und kein Interesse zeigte. Fortwährend spähte er hinüber, wo Greifensteins gefräßiges Schwert die Feinde niedermähte. Das gewaltige Streiten des Helden zu beob-

achten, hatte für Steinberg unendlich mehr Reiz, als sich mit „Stadtratten," wie er die Wormser nannte, herum zu schlagen.

„Ha, — nun hat er bald aufgeräumt!" rief Hans, vor Begierde brennend, mit dem bewunderten Degen zu kämpfen. „Ist kein Feind mehr da, — muß er wohl herüber kommen zum Waffengange mit mir."

Bertolf stürmte heran mit seinen drei Söhnen.

„Was haltet Ihr müßig zur Seite, Freund Steinberg?" rief er im Tone des Vorwurfes. „Seht Ihr denn nicht, daß die Wormser meinen Knechten zu schaffen machen?"

„Pah, — Stadtratten abzuthun, gehört nicht zum Waffenwerk des Edelmannes," erwiederte verächtlich Herr Hans. „Den Helden Sighard erwarte ich! Hätte ihn längst angerannt, wäre es nicht gar zu ergötzlich, ihn streiten zu sehen und erlaubt, die angewiesene Wahlstatt zu verlassen."

„Seid nicht wunderlich!" rief Bertolf, ohne den Tadel zu beachten. „Auf, — treuer Streitgenosse, — helfet mir!"

Mit diesen Worten schwang er den Stahl und stürzte sich auf die Wormser. Jetzt wurde die Lage

der Patrizier bedenklich. Von Steinberg, Bertolf und dessen Söhnen angegriffen, kamen sie in heißes Gedränge. Schon waren drei von ihnen unter Steinbergs und des Burggrafen Streichen gefallen, — da brauste Sighard heran. Mit dem Rufe: „Hie Worms!“ fiel er den Feinden in den Rücken, und die Bergwände wiederhallten von seinen wuchtigen Schwerthieben. Die Starkenburger niederschmetternd, welche einen Ring um die Wormser gebildet, drang er vor, seine Bahn durch Blut und Leichen bezeichnend. Nicht sobald gewahrte ihn Steinberg, als er den Kampf einstellte.

„Hieher, edler Kämpe!“ rief Herr Hans freudig. „Hieher, kühner Degen! Der höchste Siegespreis soll heute meinen Helm schmücken.“

Zwischen beiden Recken entbrannte ein gar gewaltiges Streiten. Was ein Zeitgenosse Sighards über den Kampf Siegfrieds mit Leudegast berichtet, wiederholte sich auch hier; — so furchtbare Schwertstreiche wurden gewechselt, daß Feuerfunken und lichte Flammen aus den Helmen sprangen.

Da schlug der Herre Siegfried, daß all das Feld erklang;
Da, wie von großen Bränden, aus dem Helme sprang
Manch feuerrother Funken von des Helden Hand [1]).

Wie Kinderspiel erschien das Gefecht aller Uebrigen, neben dem Aufgebote riesenhafter Stärke beider Hünen. Und auch jetzt bewährte sich die grimmige Schneide und zermalmende Kraft von Sighards Schwert. Der Festigkeit seiner Rüstung vertrauend, war Hans weniger bedacht, mit dem Stahlschilde gegen die Hiebe seines Gegners sich decken, als Streiche zu führen. Da sauste Greifensteins Waffe auf Steinbergs Schulter nieder, durchbrach Ringkragen und Panzer und schlug eine tiefe Wunde. Der Getroffene beachtete die Verletzung nicht in der Hitze des Streites, der unvermuthet einen für Sighard nachtheiligen Ausgang nahm. Sein Roß stürzte plötzlich zusammen und riß den Streiter mit sich. Zur Hälfte unter dem Pferde liegend und in Folge des Sturzes seines Helmes beraubt, fand er keine Zeit, sich zu erheben; denn flink war Steinberg aus dem Sattel gesprungen und hielt jetzt die Schwertspitze vor Greifensteins Augen.

---

1) Nibelungenlied 191.

„Ergebet Euch!“ rief er ihm zu. „Was zögert Ihr, Herr Ritter?“ drängte Hans, da Sighard schwieg. „Nach ritterlichen Kampfgesetzen müßt Ihr Euch ergeben.“

Die Mahnung war begründet und jeder kampfesunfähige Edelmann verpflichtet, die Waffen zu strecken.

„Ich unterwerfe mich den Kampfgesetzen und ergebe mich zur ritterlichen Haft!“ antwortete Greifenstein mit großer Selbstüberwindung.

„Natürlich, — zur ritterlichen Haft, — versteht sich!“ rief Steinberg, diensteifrig sich niederbeugend und Sighard behilflich, unter dem Rosse hervor zu kommen.

Greifenstein stieß sein blutiges Schwert, das er auch beim Sturze festgehalten, in die Scheide und war im Begriffe, den Gurt zu lösen.

„Nein, — durchaus nicht!“ wehrte Hans. „Zwei Male hattet Ihr rechtlichen Anspruch auf meine Waffen und Rüstung, — habt jedoch edelsinnig hievon keinen Gebrauch gemacht. Erlaubt, daß ich Euch an Edelmuth nicht nachstehe. Traget Rüstung und Waffen auch während der Haft.“

Sighard drückte seinen Dank durch eine stumme

Verbeugung aus. — Da schoß eine dunkle Zornesgluth über sein Gesicht.

„Da seht her!" sprach er, auf sein gefallenes Pferd deutend, welchem die Sehnen an beiden Hinterbeinen durchgehauen waren.

Nicht sobald gewahrte Steinberg den Grund von Sighards Zorn, als auch ihn die höchste Erbitterung ergriff. Nach den Kampfgesetzen galt es nämlich für schimpflich, selbst ohne Absicht ein Streitroß zu verwunden, — eine absichtliche Schädigung entehrte und wurde als feige That betrachtet.

„Wer hat dies gethan?" schrie Hans ergrimmt die Umstehenden an; denn nach Beendigung des Zweikampfes ruhte der Streit. Die meisten Reiter waren von den Pferden gestiegen, den Vorgang zwischen Greifenstein und Steinberg zu beobachten.

„Nochmals, — wer hat diese Bubenthat verübt?" wiederholte Hans. „Ein zehnfacher Bube, der aus Feigheit nicht Rede steht für sein Thun!"

„Ich habe es gethan!" sprach vortretend Bertolfs jüngster Sohn. „Was ich gethan, kann ich verantworten," fuhr er trotzig fort. „Ritter Greifenstein hat alle unsere Knechte drüben todt gehauen, — sein Wüthen wollte er hier fortsetzen, — ich sah, wie sein

Mordschwert die Panzerringe unseres edlen Gesellen Steinberg durchhieb, — ich fürchtete, er möchte auch ihn und darauf uns Alle niederhauen, — darum habe ich's gethan."

„Ha, — falscher Bube!" zürnte Hans. „Burggraf, laßt den Jungen hängen, — er verdient's! Und mir begegnet dieser Schimpf, — mir, beim Waffengang mit dem kühnen Degen Sighard? Weiß Gott, — hätte Lust, meinen Gefangenen der Haft zu entledigen; denn kein ehrenhafter Kampf beraubte ihn der Freiheit!"

Bertolf erschrak bei dieser Drohung.

„Der Junge handelte aus Unwissenheit, sowie unter dem Drange gerechtfertigten Schreckens," entschuldigte er. „Hätte Bruno den Kampf nicht unterbrochen, wahrscheinlich läge jetzt mein tapferster Waffenbruder kalt und todt auf dem Rasen. Ohnehin scheint Ihr nicht unbedeutend verwundet zu sein; denn ich sehe frisches Blut durch die Panzerringe sickern."

„Und ich sage Euch, Burggraf, meine Schulterwunde brennt tausendmal weniger, als die Schandthat Brunos!" erwiederte Steinberg. „Wir sind dem Degen Genugthuung schuldig, welche darin bestehen

mag, daß die Wagen mit den Kaufmannsgütern, für die er so mannhaft gestritten, ungeschoren weiter fahren. Genügt Euch dieses Entgelt nicht, Herr Sighard, so bin ich bereit, nach Eurer Lösung aus der Haft, durch einen vierten Waffengang mit Euch den Schimpf auszuwetzen."

„Ich kann wohl Euer schätzenswerthes Anerbieten unbedenklich annehmen," erwiederte Greifenstein; „denn meine tückisch herbeigeführte Niederlage entschied den Kampf keineswegs zu Gunsten des Burggrafen. Sieben edle Herren und vier Reisige aus Worms stehen hier noch streitbar und gerüstet, während die Söldner des Burggrafen fast alle todt die Wahlstatt bedecken."

„Und ich muß gegen die Freigabe der Lastwagen und ihrer Begleiter entschieden Verwahrung einlegen," versetzte Bertolf. „Meine Verluste sind groß, — ich heische Ersatz. Suum cuique, — Jedem das Seinige!"

„Hört mich an, Freund Bertolf," sprach ernst Herr Hans. „Die Haft des edlen Recken Sighard wiegt schwerer für Euch, denn alle Krämer und Krämerwaaren in Worms. Verwerft Ihr meinen Vorschlag und gewährt nicht den Lastwagen sammt deren

Begleitern freien Paß, — dann löse ich zur Stelle den Degen aus der Haft, und Ihr möget dann sehen, wie Ihr mit heiler Haut davon kommt."

Der Preuße ergab sich in das Unvermeidliche.

„So mögen sie fahren!" sprach er unmuthig.

„Abgemacht! Demzufolge übergebe ich Euch hiermit meinen Gefangenen, Sighard von Greifenstein, zur ritterlichen Haft, unter der Bedingung, daß er, bis zur Auslösung, Waffen und Rüstung tragen darf, von denen er ja doch keinen Gebrauch machen kann."

„Angenommen!" erwiederte Bertolf. „Herr Ritter, gelobet mir auf Ehrenwort ritterliche Haft, bis zu Eurer Lösung!"

„Ich gelobe!" antwortete Sighard.

Auf den Arm eines Knechtes gestützt, das Haupt mit einem Tuche umwunden, trat Heidolf heran.

„Wie geht es Dir, mein liebwerther Knappe?" frug Sighard theilnehmend.

„Nicht geringe Schmerzen im Kopfe," antwortete der Jüngling. „Vater Hildebert, der ein sehr geschickter Arzt ist, würde mich bald geheilt haben. Darum verlangt mein Herz nach Lorsch. Ich bitte, Herr Sighard, führet mich sogleich dahin!"

„Gerne, mein Lieber! Allein ich bin Gefangener und kann über meine Schritte nicht frei verfügen."

„Ich gestatte Euch den Ritt nach Lorsch, jedoch unter der Bedingung, daß Ihr heute noch auf Starkenburg eintreffet," sagte Bertolf, im Begriffe, nach dem jenseitigen Kampfplatze zu eilen, um nach seinen beiden vermißten Söhnen zu forschen.

Greifenstein winkte Herbert von Windeck zur Seite.

„Grüßet meine Mutter herzinnig und meldet ihr, was geschehen. In Folge schwerer Prüfungen sehr ängstlich, wird sie mein Geschick in großen Schrecken setzen. Darum tröstet sie, — meldet ihr, daß mein Leib unversehrt, ohne jede Wunde, und erklärt ihr, daß Befürchtungen für meine Sicherheit unbegründet seien. Verweilet mit unseren Waffenbrüdern zu Greifenstein bis zu meiner Lösung, die bald erfolgen dürfte, insofern ich die geforderte Summe erschwingen kann."

„Selbstverständlich wird Worms Euer Lösegeld zahlen," entgegnete Windeck. „Habet die Güte, mich den Lösepreis sofort wissen zu lassen, sobald der Graf seine Forderung gestellt."

Mit Gruß und Handschlag verabschiedete sich

Greifenstein von jedem einzelnen Waffengenossen, bestieg ein lediges Pferd und ritt mit Heidolf gegen Lorsch, geleitet von dumpfen Klagetönen Bertolfs und seiner Söhne, welche die Leichen der beiden gefallenen Grafen umstanden und nach heidnischer Sitte, durch Weherufe und Jammergeschrei, deren Tod betrauerten.

In Haft.

Namenlos waren Schmerz und Schrecken Hildegards über den unheilvollen Ausgang des Kampfes. Sie wußte ihr letztes Kind in der Gewalt eines Mannes, dessen Härte und Gewissenlosigkeit das Schlimmste befürchten ließen.

Auch über Editha brachte die Schreckenskunde maßloses Wehe und Entsetzen. Sighards Haft war ihr gleichbedeutend mit dessen Ermordung, der vielleicht noch haarsträubende Peinigungen voraus gingen; denn von des Burggrafen Rachsucht und Grausamkeit erwartete sie Alles. Während aber Mutter Hildegard in einem Strome von Thränen und Klagen ihren Schmerz ausschüttete, blieb Editha äußerlich ruhig, — nur die Blässe ihres Angesichtes, sowie der starre Blick ihrer sonst strahlenden Augen, verriethen die Tiefe und Heftigkeit ihres Schmerzes.

Als ihre Mutter sie einlud zu einem Gange nach Greifenstein, um die unglückliche Hildegard zu trösten, lehnte Editha mit tonloser Stimme die Einladung ab und ging nach ihrem Zimmer. Dort rang sie in vorübergehender Fassungslosigkeit die Hände, wie eine Verzweifelnde, dann saß sie starr, wie eine Bildsäule von weißem Marmor. Ihr goldenes Haar floß wirr um die Schultern bis in den Schooß hinab, zwei steinkalte, krampfhaft verschlungene Hände bedeckend und ein Gesicht umrahmend, das ein genialer Meister aus dem reinsten und weißesten Marmor künstlerisch vollendeter nicht bilden konnte. Plötzlich raffte sie sich auf und eilte hinab in die Wohnstube, die Herr Baldemar mit gedehnten Schritten durchmaß. Betroffen gewahrte er das veränderte Wesen seiner Tochter.

„Bist Du unwohl, Editha?"

„Unseren Hausfreund, den edlen Sighard, — das letzte Kind einer schwergeprüften Mutter, die wir hochschätzen und lieben, weiß ich in der Gewalt eines gar argen Mannes und fürchte Entsetzliches. Wir müssen Sighard helfend beispringen, müssen ihn retten."

„Retten?" wiederholte Billungen verwundert.

„Ein kindischer Schrecken mag wohl Deine Sinne verwirrt haben. Greifenstein droht nicht die mindeste Gefahr.“

„Doch — doch!“ erwiederte sie in banger Hast. „Die Nacht haßt minder das Licht, wie der finstere Graf den lichten Helden Sighard. Nicht ritterliche Ehre, nicht Gottesfurcht hindert den Preußen, Schauerliches zu vollbringen; denn er ist weder Ritter, noch Christ. Eilen wir, bevor ein grauenhaftes Verbrechen geschieht!“

„Editha, — beim Himmel, — Du bist verrückt! Einen Edelmann ermorden, der sich zur ritterlichen Haft ergeben? Ha — ha! Ich sage es, Du bist von irren Sinnen! Doch nein, — Deine quälende Angst ist eine gerechte Strafe für Deine ungerechte und schlechte Meinung von einem ehrenhaften Manne. Natürlich, — jener Burggraf Deiner Vorstellung und Deines Urtheils wäre zu jeglicher Schandthat fähig.“

„Mein Urtheil irrt nicht, — den Ruchlosen kenne ich! O mein Vater, ich bitte, reiten wir sogleich nach Starkenburg, einen entsetzlichen Frevel zu verhüten!“

„Einen Frevel zu verhüten, — wie denn?“

„Durch unsere Fürsprache, und wenn diese nicht fruchtet, durch Zahlung des Lösegeldes. Meine Armspangen, mein goldenes Geschmeide, meine Perlen und Kleinodien, all meine Habe bieten wir dem habgierigen Manne."

„Ei! — Und wenn Deine Schätze nicht ausreichen?"

„Dann nehme er mein Leben, meine Freiheit und was mir sonst gehört. O mein Vater, rühret Euch, bevor es zu spät wird, — helfet, — rettet!"

Billungen betrachtete schweigend seine Tochter und jetzt glitt es, wie ein glücklicher Einfall, über sein Gesicht.

„Gut, — reiten wir! Gehe, rüste Dich."

Er trat in eine Kammer, schnallte silberne Sporne mit großen Rädern an die Füße, und vertauschte den Hausrock mit einem verbrämten Gewande.

„Eine günstige Gelegenheit, mein gegebenes Wort einzulösen!" frohlockte er. „Zur unausstehlichen Qual wurde mir dieses voreilige Wort; denn niemals hätte ich Editha bewegen können, einen Mann zu heirathen, welchen sie verabscheut, — den sie nun gar des schmachvollen Verbrechens fähig hält, an dem

Gefangenen sich zu vergreifen. Bin zwar nach Herkommen und Recht befugt, meine Tochter nach Gutdünken zu vermählen, — selbst gegen ihre Herzensneigung; — aber Gewalt in solchen Dingen widerstrebt mir. Nun komme ich mit Glimpf über den saueren Handel hinweg; denn ich werde den Grafen bestimmen, als Lösegeld für Greifenstein die Hand Edithas zu begehren."

Eine Stunde später ritten Billungen und dessen Tochter durch das Thor der Starkenburg. Freudig überrascht empfing der Graf die Gäste. Mit freundlicher Artigkeit und ritterlicher Huldigung behandelte er Editha,. — Eigenschaften, die ihm sonst fremd waren, gegenwärtig aber keineswegs gemacht und erzwungen erschienen, sondern als natürliche Eindrücke der wundervollen Schönheit Edithas, deren verhaltener Schmerz und tödtliche Angst um den Geliebten ihrem Wesen eine unsagbare Würde und Hoheit verliehen.

„Zunächst meinen Glückwunsch zu dem erfochtenen Siege, Burggraf!" sagte Baldemar.

„Er wurde theuer bezahlt!" erwiederte Bertolf, indem eine düstere Wolke sein Gesicht bedeckte. „Greifenstein erschlug meine beiden ältesten Söhne,

verwundete Steinberg nicht unbedenklich, und sechs und dreißig meiner Knechte sind todt."

„Nun, — die Knechte lassen sich ersetzen, und Herr Hans wird mit einer ehrenvollen Narbe davonkommen," tröstete Billungen. „Den Verlust von Beowulf und Bruning werdet Ihr mannhaft ertragen, — fielen sie ja durch die Hand eines gar streitbaren Ritters, den nicht umsonst der Minnesang rühmt."

„Den ich aber unschädlich machen will," versetzte Bertolf.

Editha zitterte heftig bei den Worten. Hätte nicht der Dämmer des Ganges, den sie eben durchschritten, Alles in ein Zwielicht gehüllt, das Entsetzen ihres Antlitzes würde auch dem Grafen ihre namenlose Seelenangst verrathen haben.

„Vor allen Dingen möchte ich ein Wort unter vier Augen mit Euch reden, Freund Bertolf! Inzwischen könnte meine Tochter in Gesellschaft Eurer Frau Mutter weilen."

Der Burgherr öffnete eine Thüre und ließ Editha eintreten. Am Fenster des Zimmers saß Odina, deren abschreckende Häßlichkeit neben Edithas fesselnder Erscheinung noch lebhafter hervortrat.

„Mutter, ich bringe Euch hier Fräulein Editha, die Tochter meines Freundes Baldemar von Auerberg,“ sagte vorstellend der Graf, eine kleine Bank, mit beweglichen Polstern, für das Edelfräulein zum Fenster schiebend. „Ich empfehle sie Eurem Wohlwollen, bis zu meiner Rückkehr.“

Sich tief vor Editha verbeugend, verließ er das Zimmer.

Das Weib betrachtete einige Augenblicke schweigend Editha, nicht wenig überrascht von deren ungewöhnlicher Schönheit. Aber nicht Achtung und herzliche Neigung, Empfindungen, die solche Anmuth und jungfräuliche Hoheit naturgemäß einflößten, verkündete der Ausdruck ihres Mienenspiels, wohl aber Neid und Hohn.

„Mich freut es, die Tochter eines deutschen Edelmannes kennen zu lernen, für den mein Sohn, der preußische Withing Bertolf, das Schwert gezogen, um deutsche Ehre und deutsches Recht durch preußische Kraft und Mannheit zu verfechten. Ohne den Grafen von Starkenburg wäre Baldemar von Auerberg, Euer Vater, längst zum Spott der Krämer und Pfahlbürger in Worms geworden.“

Editha empfand so wenig den Stachel dieser

Worte, wie sie die abstoßende Häßlichkeit des Weibes zu bemerken schien, in solchem Maße hielten Schrecken und Bangigkeit um Sighard alle ihre Geisteskräfte gefangen. Als jedoch die Alte in das Gespräch den Geliebten verflocht, wurde ihre Spannung auf das Höchste gesteigert. Nebenbei folgte sie dem Zuge weiblicher Klugheit, unter dem Scheine gleichgültiger Nachfrage, die Absichten des Grafen mit dem Gefangenen zu erforschen.

„Welchen Gewinn brachte die wormser Fehde bisher meinem Sohne? Ich wüßte keinen, — den Erlös etwa ausgenommen für einige Wagenladungen erbeuteter Kaufmannsgüter, die von Juden um ein Spottgeld erstanden wurden. Jawohl, — meinen Sohn kommt die Freundschaft zu Eurem Vater hoch zu stehen! Zu Eurem Vater, der selber nicht Hand, noch Fuß rührt. Doch nun mag Bertolfs Waizen blühen; denn Sighard von Greifenstein, der Wormser Schild und schneidiges Schwert, ist in unserer Gewalt. Er soll es schwer büßen, gegen den Adel auf Seite der Krämer gestritten zu haben.“

„Wie mein Vater sagte, übergab sich Greifenstein zur ritterlichen Haft, deren streng geregelte Bestim-

mungen jede Peinigung oder Gewaltthat ausschließen."

Die Alte öffnete ihren zahnlosen Mund zu einem boshaften Lachen, und giftig funkelte es in den grauen Augen.

„Es ist wahr, die Deutschen haben merkwürdige Sitten und wunderliche Gebräuche, an die sich jedoch ein Preuße nicht kehrt," entgegnete sie. „Die Deutschen behandeln gefangene Feinde, wie gute Freunde, was eine große Dummheit und keine entschlossene Mannhaftigkeit verräth. Auch diese deutsche Dummheit kommt von den Mönchen, wie alle Dummheiten, mit denen die deutschen Edelleute behaftet sind. Die Mönche behaupten, man müsse die Feinde lieben und ihnen wohl thun, — wie albern das ist! In Preußen haßt und tödtet man die Feinde, — was natürlich und mannhaft ist. Der Withing Bertolf, mein Sohn, wird nicht tanzen nach der Pfeife der Mönche, er wird verfahren mit seinem Feinde nach der Sitte seiner Väter."

„Wie darf er einen Edelmann tödten, der sich zur ritterlichen Haft ergab?" brachte die entsetzte Editha mühsam hervor.

„Der sich überwunden ergeben mußte," ver-

besserte die Alte. „Ich sagte es ja: — den Preußen binden nicht die thörichten, mönchischen Bräuche deutscher Edelleute. Und dieser Greifenstein," fuhr sie fort, indem verhaltene Wuth ihr ohnehin abschreckendes Gesicht zur teuflischen Fratze verzerrte, „hat er nicht meine beiden Enkel im Kampfe erschlagen? Hat er nicht zu verschiedenen Malen die Kriegsknechte meines Sohnes nieder gehauen? Hat er sich nicht zum Schilde der starrköpfigen Mönche in Lorsch aufgeworfen? Hat er nicht den fahrenden Bürgermeister von Worms geschirmt und hiedurch den Rechtsverfechter Eures Vaters, meinen Sohn, eines hübschen Lösegeldes beraubt? Droht nicht von seiner Hand Verderben unserem Geschlechte? Darum Rache, — süße Rache! Tod dem Todfeinde!"

Editha saß sprachlos, überwältigt von dem Schrecken ihrer Seele.

„Haarsträubend dünkt Euch dies, nicht wahr, Jungfräulein?"

„Ja, — haarsträubend!" stöhnte es kaum hörbar über ihre Lippen.

„Wirklich? Ei, — ei! Ich dachte, Ihr fändet Lust und Freude am Untergange des stärksten Feindes Eures Vaters."

„Wir sind innig befreundet mit der Familie Greifenstein.“

„Befreundet, — gar innig befreundet?“ wiederholte verwundert das Weib. „Ei, — ei, — wieder ächt deutsch, das heißt, — mönchisch! Greifenstein hat sich verbündet mit Euren Feinden, befehdet auf Tod und Leben Euer Recht, — und Ihr seid dem Todfeinde befreundet? Hm, — hm!“

Baldemars und Bertolfs Eintritt unterbrach das Gespräch. Der Graf erschien verschlossen und finster. Editha las deutlich Mordgedanken in seinen harten Zügen. Kaum hatte er jedoch einen Blick auf Billungens Tochter geworfen, als die schwarzen Wolken von seinem Gesichte verschwanden.

„Edles Fräulein!“ begann er, den rauhen Klang seiner Stimme dämpfend. „Euer Vater hat mir eben Euere Jugendverhältnisse zu meinem Gefangenen erklärt, und mir versichert, daß Ihr innigen Antheil nehmt an dessen Schicksal. Offen gestanden, für mich etwas überraschend! Greifenstein that sein Möglichstes, Euren schwer gekränkten Vater nicht zu Recht und Ehre gelangen zu lassen, — ein Benehmen, das geschwisterliche Beziehungen aus den Tagen der Kindheit löst, wie mir dünkt. Da ich jedoch, Euere Gunst

zu gewinnen, selbst vor dem Unmöglichen nicht zurück schrecke, so bin ich erbötig, gegen das eidliche Gelöbniß der Urfehde, meinen Gefangenen frei zu geben. Habet die Güte, uns zu dem Gefangenen zu begleiten und dessen Entscheidung zu hören."

Odina schnellte vom Sitze, den halbnackten Knochenarm warnend gehoben, die unheimlich funkelnden Augen auf ihren Sohn geheftet.

„Withing, — Withing!" rief sie mit häßlich kreischender Stimme. „Gedenke des Spruches! Withing, — gedenke, was Heil und Mannheit von Dir fordern!"

„Seid beruhigt, Mutter! Niemals werde ich untreu der Vätersitte, niemals ungehorsam dem Schutzgeiste unseres Geschlechtes."

Nach dieser Betheuerung verließ er das Zimmer, Editha und Baldemar nach der Stube des Gefangenen zu begleiten.

Ausgestreckt auf einem hochgethürmten, federreichen deutschen Bette, in das man auf einigen Stufen gelangte, lag Herr Hans von Steinberg. Die Schulterwunde, anfänglich von ihm für unbedeutend gehalten, hatte sich verschlimmert und bedurfte ärztlicher Behandlung, die in Starkenburg fehlte.

Neben dem Bette stand Sighard von Greifenstein und vor ihm ein Becken kalten Wassers, mit dem er Aufschläge machte, und in der sorgfältigsten Weise den Verwundeten pflegte. Es gewährte einen wohlthuenden Eindruck, den kühnen Recken, so furchtbar und gefährlich in der Schlacht, als sanften Krankenwärter zu schauen, eifrig bemüht, Wunden zu heilen, die sein grimmes Schwert geschlagen. Sein männlich schönes Angesicht, von den wallenden Locken seines reichen Haupthaares umrahmt, drückte Besorgniß und Theilnahme aus, und seine Stimme, ehern und und dräuend im Kampfe, hatte jetzt den milden, gütigen Ton des Samaritans. Gegenwärtig übte Greifenstein wohl eine der schönsten Pflichten des Ritterthums, welche Beistand den Schwachen und Hilfsbedürftigen auch in dieser Form vorschrieben. Als Krankenwärter trug er nicht das eiserne Kleid des Kriegers, sondern eine eng anliegende Jacke und Beinkleider, welche bei jeder Bewegung die urwüchsige Kraft der Glieder hervortreten ließen.

„Mein trauter Kampfgeselle," sprach Herr Sighard, nachdem er den kalten Umschlag erneuert, „die Wunde gefällt mir gar nicht! Ich meine, Ihr solltet den Beistand eines kundigen Arztes an-

rufen. Fahrlässigkeit in solchen Dingen bringt großen Schaden.

„Und ich meine," erwiederte Hans, „meine leibliche Mutter könnte nicht gutherziger und zimpferlicher meiner warten, als Ihr es thut."

„Die sorgsamste Pflege reicht nicht aus, es müssen vielmehr geeignete Mittel der Heilkunde gebraucht werden," entgegnete Sighard. „Lorsch besitzt einen vorzüglichen Arzt, den Magister Hildebert. Heute in der Frühe schickte ich meinen Knecht nach dem Stifte, dem Befinden Heidolfs nachzufragen. Er fühlt sich in Hildeberts Behandlung vortrefflich. Ich rathe Euch, die Hilfe jenes heilkundigen Mönches anzurufen."

„Warten wir noch einige Tage," erwiederte Steinberg. „Verschlimmert sich die Wunde, so reite ich in das Krankenhaus zu Lorsch und werde Bettnachbar und Leidensgenosse Eures Knappen."

Die Thüre öffnete sich. Editha trat mit ihrem Vater und dem Grafen über die Schwelle.

Das unerwartete Erscheinen der Königin seines Herzens, brachte auf Sighard einen verwirrenden Eindruck hervor. Im ersten Augenblicke stand er unbeweglich, Editha anstarrend, wie eine höhere Er-

scheinung. Dann schoß eine jähe Gluth über sein Gesicht, er trat rasch heran, ließ sich auf ein Knie nieder und huldigte ihr. Auch das Edelfräulein erröthete flüchtig, indem es huldvoll dem Knieenden die Hand zum Kusse reichte. Allein der Gedanke an die Lebensgefahr, in der sich Greifenstein befand, machte ihr Angesicht ebenso schnell erbleichen.

„Willkommen, adeligstes Fräulein, an der Stätte meiner Haft!" sprach er tief bewegt. „Dank für Eure Theilnahme, — der süßeste Trost in schweren Stunden des Mißgeschickes!"

„Wir wollten nach Euch sehen, lieber Sighard!" sagte Baldemar, dem Gefangenen die Hand drückend. „Zugleich wollen wir den Burggrafen bitten, Euer Lösegeld zu bestimmen, damit Ihr geschwind der Haft ledig werdet."

„Dank für Eure freundschaftlichen Bemühungen, denen ich selstverständlich den besten Erfolg wünsche."

„In der That könntet Ihr einen Fürsprecher von mehr Einfluß und Gewicht kaum finden, als meinen Freund Baldemar," nahm der Graf das Wort. „Ich habe Euer Lösegeld bedacht, das nicht in Gold und Silber bestehen kann. Schwöret Urfehde, — und Ihr seid frei!"

„Urfehde?“ wiederholte Greifenstein, betroffen einen Schritt zurück tretend. „Graf, — Unmögliches fordert Ihr!“

Ein Zug innerer Befriedigung glitt durch Bertolfs Mienenspiel.

„Dennoch für mich die einzig mögliche Bedingung Eurer Freiheit,“ versetzte er kalt. „Einen Degen von solcher Stärke und kühnen Tapferkeit werde ich nur gegen die Gewißheit der Haft entlassen, daß er sich niemals rächt, mich niemals wieder befehdet, — kurz, daß er Urfehde schwört.“

„Wie könnt Ihr verlangen, daß ich frevle wider meine Ehre?“ sprach unmuthig und gekränkt der Gefangene. „Vor meiner Rache seid Ihr wohl sicher; denn Christenpflicht und Ritterthum verbieten sie. Dagegen wäre es eidvergessen, schimpflich und ehrlos, meine Freiheit zu erkaufen durch Wortbruch an Worms, dem ich auf Ehre meinen Beistand gegen Euch zugesagt. Ebenso schimpflich wäre es, ewigen Frieden einem Manne zu schwören, dessen gewaltthätiges Treiben gegen Lorsch ein guter Ritter nicht geschehen lassen kann, ohne sein Gelübde zu brechen, das ihn zu Schutz und Beistand den Schwachen gegenüber verpflichtet.“

Der Preuße sah Waldemar bedeutungsvoll an.

„Hört Ihr, was mein Gefangener wider mich im Schilde führt?“

„Ein recht verzwickter Handel!“ murmelte Billungen.

Jetzt mischte sich Herr Hans in die Sache. Anfänglich durch Edithas Erscheinung gefesselt und mit den Zeichen der Bewunderung sie betrachtend, hatte er dem gesellschaftlichen Theile des Verkehrs keine Beachtung geschenkt. Als jedoch das Lösegeld besprochen wurde und er die Bedingung der Urfehde vernahm, schüttelte er unmuthsvoll den Kopf.

„Ritter Greifenstein hat Recht!“ hob er an. „Ihr könnt von einem Edelmanne nichts Ehrwidriges fordern, Graf! Durch Wort, Brief und Handschlag gelobte Herr Sighard den Wormsern Waffenbruderschaft gegen Euch, — das muß gehalten werden. Burggraf, laßt Euch sagen, — mich kränkt Eure schnöde Bedingung, die beweist, daß Ihr ein Preuße seid, der von deutschen Sitten und deutscher Denkweise gar wenig versteht.“

„In solchen Dingen verstehe ich nur meinen Vortheil,“ entgegnete Bertolf. „Thörichte Schwäche

wäre es, um ritterlicher Bräuche willen sich schwer zu schädigen."

Steinberg gewahrte Edithas verzehrende Angst, und ihr Anblick erfüllte ihn ebenso mit reger Theilnahme, wie mit Feuer und Begeisterung, einem so reizenden und anmuthsvollen Wesen zu dienen.

„Hört mich an, edle Herren, — hört meinen Vorschlag!" begann er nach einigem Nachdenken. „Herr Sighard wird ohne Zweifel ewige Gefangenschaft und Tod beschworener Ehrlosigkeit vorziehen, — ebenso wenig werdet Ihr nachgeben, Burggraf, ich kenne Euren harten Kopf! Bei solchen Streithändeln ist es deutscher Brauch, ein Schiedsgericht zu bestellen, dessen Spruch die Fehde schlichtet. Ein Ehrenamt ist das Schiedsgericht, und Ehrenämter verleiht deutsches Herkommen mit Vorliebe hochgesinnten, minniglichen Frauen. Bei Turnieren thronen und herrschen sie als Königin, und zieren den Helm des Siegers mit dem Lorbeer. Ihrem Spruche unterwerfen sich die kühnsten Recken und gehorchen ihren Befehlen, die stets Hoheit athmen und Adel der Gesinnung. Darum schlage ich vor,

dieses adeligste Fräulein, wie es meine Augen niemals minniglicher geschaut, — dessen engelsgleiche Hülle Bürgschaft bietet für hohen Sinn, — diese hehre Jungfrau möge durch weisen Spruch den Zwist entscheiden."

„Ohne Bedenken unterwerfe ich meine Sache dem gerechten Urtheile des gnädigen Fräuleins," sprach mit einer Verbeugung der Graf.

„Auch ich zögere nicht, dem Spruche eines Richters mich zu fügen, der niemals gegen Pflicht und Ehre entscheiden kann," versetzte Greifenstein.

Im Geiste ihrer Zeit fühlend und denkend, befremdete Editha das angesonnene Schiedsgericht keineswegs. Aber sie fürchtete, einen Spruch zu fällen, der mehr dem Drange ihres Herzens, den Geliebten zu retten, als den kalten, unbeugsamen Forderungen ritterlicher Ehre entsprechen möchte. Indem sie schweigend saß und sinnend vor sich hin blickte, traten die Merkmale eines heftigen Seelenkampfes in ihre Züge, in denen Sighard die ängstlichste Besorgniß für ihn zu lesen glaubte, — eine Wahrnehmung, die ihn mit der höchsten Wonne erfüllte.

„Nach adeligen Kampfgesetzen," hob sie an, „hat

Graf Bertolf ein unbestreitbares Recht, von seinem Gefangenen ein Lösegeld zu fordern, — dagegen hat er kein Recht, eine Bedingung wider Pflicht und Ehre zu stellen. Ohne den Schimpf der Ehrlosigkeit und des Treubruches kann Herr Sighard die verlangte Urfehde nicht schwören. Demzufolge heische Graf Bertolf von seinem Gefangenen ein gangbares und mögliches Lösegeld."

„Sehr gut, — ich sagte es ja, — ausgezeichnet!" rühmte Hans.

„Meinem weisen und gerechten Richter Dank!" sagte Greifenstein.

„Ich werde Eurem Spruche gemäß verfahren, gnädiges Fräulein!" erklärte Bertolf. „Aber ich verlange Zeit zur Ueberlegung."

Mit diesen Worten erhob er sich.

Ediths Abschied von Sighard bestand mehr in Blicken und Mienenspiel, als in Worten. Ihre Augen ruhten mit einem Ausdrucke auf ihm, der weit mehr verkündete, als die wärmste Theilnahme und Besorgniß. Ihre Wangen bedeckte flüchtig eine liebliche Röthe, die rasch wechselte mit der Blässe der schmerzlichsten Empfindung.

„Lebet wohl, Herr Sighard!“ sprach sie leise, zu gleicher Zeit ihre Hand ihm reichend. „Harret, im Vertrauen auf Gottes Hilfe, eines Ausganges, den wir Beide ersehnen.“

„Ich preise eine Gefangenschaft, die einem Unwürdigen das höchste Glück Eurer Huld und Theilnahme enthüllte,“ erwiederte er, mit den Lippen ihre Hand berührend.

„Auf baldiges Wiedersehen zu Auerberg, lieber Sighard!“ sprach Herr Baldemar.

Bertolf öffnete die Thüre. Editha schritt hinaus, wandte sich im Gange nochmals um und winkte dem Gefangenen Lebewohl.

„Ein himmlisches Wesen!“ rief Hans von Steinberg begeistert aus. „Weiß Gott, hab' mein Lebtag nichts Gleiches gesehen! Ihre Gunst zu gewinnen, möchte ich an das Ende der Welt reiten, mit Drachen und Teufeln zu streiten.“

„Und ich möchte hier ewig gefangen sitzen, gegen die Wonne ihres täglichen Anblickes und ihrer Theilnahme,“ erwiederte Sighard, hingerissen von der schwärmerischen Verehrung seines Zeitalters für edle Weiblichkeit.

Der Burgherr geleitete die Gäste nach einem Zimmer, wo ein mit Speisen und Getränken beladener Tisch harrte. Indeß Herr Baldemar sich gütlich that, genoß Editha keinen Bissen. Fortwährend quälten sie die schrecklichsten Befürchtungen, welche ihre Ansicht von der Bosheit und Gewissenlosigkeit des Grafen erweckte, und die bestätigt wurde, durch Odinas entsetzliche Andeutungen.

„Eine Neuigkeit, Freund Bertolf! Gestern Mittag wurde mir Kunde, Kaiser Rudolph komme an den Rhein, — bereits sei er in Heilbronn."

„Der Habsburger mag kommen oder nicht kommen, — mir höchst gleichgültig!" entgegnete der Preuße.

„Dennoch sollte Euch, dünkt mir, sein Nichtkommen erwünscht sein, sintemal die Wormser ganz gewiß Klage führen werden."

„Und der Kaiser dürfte keinen Edelmann verurtheilen, der in gerechter Sache Worms befehdete," versetzte Bertolf.

„Ihr möchtet Euch täuschen, Burggraf! Wie ich höre, nimmt es Rudolph von Habsburg sehr streng mit dem Landfrieden. Er dulde keine Fehden

und zwinge den Adel, Recht zu nehmen von den kaiserlichen Landrichtern.“

„Der Adel wird auf seinen Standesfreiheiten bestehen und nach dem frommen Zuchtmeister nichts fragen.“

„Gerade den Adel behandle er scharf und sei hold den Städten, — hörte ich. An die zwanzig Raubvesten habe er gebrochen und die Herren darin kurzweg hängen lassen.“

„Wer sich hängen läßt, verdient den Galgen,“ warf der Burgherr kurz hin.

„Offen gestanden, Graf, die wormser Fehde gießt bitteren Wermuth in jeden Tropfen Wein, den ich trinke. Kommt der Habsburger nach Worms, dann giebt es gefährliche Händel.“

„Könnt ohne Wermuth Euren Wein trinken, edler Baldemar! Unbetheiligt seid Ihr an der Fehde. Und mich soll der Kaiser vor seinen Stuhl nicht zwingen. Ich schließe das Thor meines festen Hauses und trotze einem Könige, welcher die Freiheiten des Adels niedertritt und sich unterfängt, freie Männer zu behandeln, wie Juden und hörige Knechte. — — Da Ihr jedoch, wie ich merke, der wormser Fehde

gram seid, so könnte mich nur ein einziger Umstand bestimmen, derselben zu entsagen."

„Dies wäre, lieber Burggraf?"

„Greifensteins Lösung. Unbezwingbar ist der Recke, seiner Stärke keine Lanze, kein Schwert gewachsen. Spielend haut er meine Knechte zusammen. Ich selber wage es nicht, im Kampfe ihn zu bestehen. Darum ewige Haft für den Degen und Fortsetzung der Fehde, — oder Greifensteins Freigebung, die mich zum Frieden mit Worms zwingt."

„Entscheidet Euch für den Frieden, Herr Graf!" bat Editha.

„Euren Wunsch abzuschlagen, edles Fräulein, fällt noch schwerer, als eine Sache aufzugeben, die nicht siegreich ausgefochten wurde. Den wormser Krämern nachgeben, — ihren frechen Uebermuth nicht beugen, — sie nicht zwingen, durch schwere Buße verletzte Adelsehre zu sühnen, — sie höhnisch triumphiren lassen über mein Zugeständniß, einen ehrenvollen Austrag des Handels nicht erstreiten zu können, — — All dies schmeckt bitterer, als der Tod! Dennoch, wie gesagt, Euer Wunsch sei mir Gebot, so Ihr meinen Gefangenen lösen wollt. Nur Ihr, adeliges Fräu-

lein, seid im Stande und reich genug, das Lösegeld zu zahlen."

„Mit bestem Willen, Herr Graf!" erwiederte sie in freudiger Bewegung. „Für den Gespielen meiner Kindheit, für den zärtlich geliebten Sohn einer mütterlichen Freundin, gebe ich Alles gerne hin, — mein Geschmeide, meine Perlen, meine ganze Habe."

„Verzeiht, Editha, weit Höheres fordere ich!" versetzte Bertolf, indem er sich erhob und in feierlichem Tone fortfuhr. „Alles Gold und alles Geschmeide bedeutet nichts, neben dem gemeinten Lösegeld. Erwäget, hochgesinnte Editha, — darf ein Edelmann für schnödes Gold seine Waffenehre gering achten? Sich dem Gespötte hochmüthiger Stadtleute preisgeben, wie ich es thue? Nimmermehr! Allein der Besitz jenes Schatzes, den ich meine, entschädigt für Alles, — verwandelt sogar die Bitterkeit feindseligen Hohngelächters in liebliche Musik. Schenket mir Eure Hand, Editha, — werdet Gräfin von Starkenburg, mein trautes Ehegemahl, und Sighard von Greifenstein ist frei."

Ein versengender Strahl, flüchtig wie ein greller Blitz, flammte aus ihren Augen auf den Werber. Jetzt starrte sie vor sich hin, unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„Vergebet die Kühnheit, Editha, mein höchstes Glück in dem Besitze des köstlichsten Kleinodes zu suchen!“ fuhr er in achtungsvoller Haltung fort. „Nicht jetzt verlange ich Eure Entscheidung; denn es hat mein Erkühnen Euch verwirrt. Aber nach drei Tagen will ich nach Auerberg reiten, mein Urtheil zu hören. Verwerfet Ihr mein Werben,“ schloß er in drohendem Tone, „dann ist auch Greifensteins Schicksal für immer besiegelt, und die Fehde gegen Worms nimmt ihren Verlauf.“

„Euer Werben, Graf Bertolf, dünkt mir, dem Vater, gar schmeichelhaft. An der Stelle meiner Tochter bedürfte ich keiner drei Tage Bedenkzeit. Meine väterliche Einwilligung gebe ich mit Freude. Nach dem Rechte väterlicher Gewalt, könnte ich zwar mein Kind, selbst gegen dessen Einwilligung, Euch zur Gattin geben, wie es Brauch ist und geübt wird im Reiche.“

„Nicht doch, Freund Baldemar,“ unterbrach ihn

der Preuße. „Eure Tochter möge sich frei, ohne jeglichen Zwang entscheiden.“

Wie betäubt saß Editha. Immer noch starrte sie vor sich hin, als öffne sich vor ihren Füßen ein höllischer Schlund, der sie zu verschlingen drohe.

Billungen fand es klug, den Besuch abzukürzen.

„Wir machen einen Abstecher nach Lorsch, Heidolf zu besuchen,“ sprach er, sich erhebend. „Nach der Kunde dieses Morgens steht es gut mit ihm. Möge die Kopfwunde ihm das Ritterwesen verleiden und Neigung für den Mönchsstand erwecken, zu dem ich ihn von Kindesbeinen an bestimmt habe.“

Wie eine Träumende ging Editha durch die Räume, stützte sich sogar auf den Arm des Grafen, beim Besteigen des Zelters, ohne diese nahe Berührung mit dem Verabscheuten wahr zu nehmen. Auch die Vorstellungen des Vaters, während des Rittes nach Lorsch, und dessen Lobrede auf den edelsinnigen Burggrafen und treuen Freund, hörte sie nicht. Wie geistesabwesend stand sie vor

Heidolfs Lager und ritt nach Auerberg zurück, ohne ein Wort gesprochen, oder eine Frage ihres Vaters beantwortet zu haben, so daß Herr Baldemar in nicht geringe Besorgniß über den Zustand seiner Tochter gerieth.

Messerer.